

Biblioteka Główna i OINT
Politechniki Wrocławskiej



100100212760

HUBERT LACHOTTA

Kohle, Zink und Eisen

**Aus dem Wachsen und Werden
des oberschlesischen Industriegebietes**



Vergangenheit und Gegenwart
Länder — Menschen — Wirtschaft

Kohle, Zink und Eisen

Aus dem Werden und Wachsen
des oberschlesischen Industriegebiets

Von
Hubert Lachotta

Mit 43 Bildern im Text und auf Kunstdrucktafeln



Verlag für Sozialpolitik, Wirtschaft und Statistik
Paul Schmidt / Berlin

1941

1940.994.



Inu. 23621.



348951L/1

Aufnahmen: Oberschlesisches Museum für Kunst und Kunstgewerbe in Gleiwitz 14 (darunter 11 zeitgenössische Lithographien von Knippel, 1 nach einem alten Stich von Abt), Ludwig Feld 6, Nachrichtenamt der Stadt Beuthen 5, Stadtarchiv Hindenburg 4, Kulturamt der Freien Bergstadt Tarnowitz 3, Peter Kowalski 2, Dr. Rudolf Jofiel 1, Verkehrsamt Ratibor 1, Verkehrsverein Oppeln 1, Balkefrensches Familien- und Wirtschaftsarchiv 1, Archiv 5. — Bei den Ortsangaben wurde die gegenwärtig gebräuchliche Namensform, soweit zugänglich, gewählt.

Druck: Gauverlag = NS = Schlesien, Zweigverlag Gleiwitz

Inhalt:

Aus Oberschlesiens Vor- und Frühgeschichte Seite 5

Die deutsche Wiederbesiedlung Schlesiens — Blei- und Erzbergbau vor 700 Jahren — Kämpfe um die ober-schlesischen Besitzverhältnisse — Die „Freie Bergstadt Tarnowitz“ wird gegründet — Peter Jost „erfindet“ den Galmei — Das Galmeiprivileg des Breslauer Kaufmanns Giesche — Wie der Galmei gegraben wurde — Luppenfeuer brennen in den Wäldern

Friedrich der Große begründet Oberschlesiens Industrie Seite 16

Das Hüttenwerk Malapane entsteht — Das Geburtsjahr des modernen Bergbaus — Oberschlesien, das Land der Bergbauprivilegien — Die erste ober-schlesische Steinkohle wird verliehen — Reden kommt nach Oberschlesien — Die erste Dampfmaschine des Kontinents — Das Hüttenwesen wird belebt — Königin-Luise-Grube und Königigrube werden erschlossen — Der erste Kotschhofen des europäischen Festlandes — Preußens Notjahre und die Befreiungskriege

Mit dem Zink hebt ein neuer Aufschwung an Seite 39

Ruberg stellt metallisches Zink dar — Der Zinkkönig Carl Godulla — Das Zinkfieber schüttelt Oberschlesien — Das Zink als Grundlage einer gewaltigen Industrie — Neue Galmeigruben werden erschlossen — Das Zink fordert Kohle — Die Steinkohle geht zum Tiefbau über — Auch das Eisen setzt sich durch — Die Eisenbahn kommt nach Oberschlesien — Die ober-schlesischen Notjahre 1847/48

Die Zeit von 1850 bis zur Jahrhundertwende Seite 64

Der Bergbau wird auf eigene Füße gestellt — Kalk und Portland-Zement als neue Industriezweige — Die Eisenindustrie wird wieder größer — Die Zinkblende wird ausgenutzt — Die Städte Rattowitz und Königshütte werden gegründet — Die Gründerjahre nach den Einigungskriegen — Konsolidationen um die Kohle — Kalk und Zement gewinnen Bedeutung — Oberschlesiens Papierindustrie entwickelt sich — Das Eisenbahnnetz wird engmaschiger

Was das 20. Jahrhundert bisher brachte Seite 78

Zink und Blei führen auf dem Weltmarkt — Die Eisenproduktion ohne einheimische Erze — Kapitalinvestitionen in der Eisenindustrie — Oberschlesien im Weltkriege — Das Land in schwerster Not — Was Oberschlesien an Polen verlor — Die Inflation macht das Unglück voll — Oberschlesien greift zur Selbsthilfe — Schwere Jahre der ober-schlesischen Wirtschaft — Die Entwicklung in Ostoberschlesien — Die Machtübernahme durch Adolf Hitler — Ein bevölkerungspolitischer Rückblick — Die Septembertage 1939 und der neue Aufbau

Meiner oberschlesischen Heimat

ist dieses Buch gewidmet. Es will in kurzen Strichen Werden und Wachsen des industrieoberschlesischen Raumes zeichnen und den oberschlesischen Menschen und allen andern, die dieses Land verstehen wollen, das vielfältige Geschehen seiner Entwicklungsgeschichte aufzeigen. Es will darlegen, wie Oberschlesien durch deutsche und nur durch deutsche Arbeit zu dem wurde, was es heute ist.

Der Oberschlesier liebt seine Heimat und hängt an ihr mit allen Fasern seines Herzens. Auch wenn er in der Ferne lebt, er sehnt sich zurück nach ihren Städten und Dörfern, nach ihren Gruben und Hütten. Möge das Buch dazu beitragen, daß überall Verständnis wachgerufen wird für das Ringen und Schaffen einer Landschaft, die berufen ist, in der Zukunft eine große deutsche Aufgabe zu erfüllen.

Der Verfasser.

Aus Oberschlesiens Vor- und Frühgeschichte

Die deutsche Wiederbesiedlung Schlesiens

Von den Menschen, die das obereschlesische Land in grauer Vorzeit bewohnten, wissen wir nur wenig. Kein schriftlicher Bericht ist uns überkommen. Was von ihrem Dasein übrig blieb, das hat der Boden verschlungen. Dann und wann öffnet er sich aber wieder und enträtselt uns manches Geheimnis, erzählt uns, wie es vor Jahrtausenden hier ausgesehen haben mag. So wissen wir, daß schon gegen Ende der Eiszeit in Oberschlesien Menschen lebten. Unter dem Einfluß der riesigen Eismüste, die vom Norden bis an den Rand der Sudeten reichte, glich das Land der russisch-sibirischen Tundra. Auf der Steppe weideten Mammut, Nashorn und Renntier. Ihnen stellte der Mensch als Jäger nach. Wohnplätze dieser Epoche wissen wir an den Talrändern der Klodnitz und Drama und auf den Höhen bei Mechtal.

Als die Eismassen zurückwichen, wanderten die Jäger mit ihnen nach Norden. Der obereschlesische Wald begann zu wachsen. Das Tier- und Pflanzenleben, wie wir es heute kennen, setzte ein. Die Menschen, die jetzt hier lebten, trieben schon Ackerbau und Viehzucht und siedelten in geschlossenen Dörfern. Waffen und Geräte waren aus Stein. In der darauf folgenden Bronzezeit waren Handwerk und Kunst schon recht weit entwickelt, ohne den Bauerncharakter der Bewohner zu verändern. Seit etwa 800 v. Chr. kannten die Menschen auch bei uns schon das Eisen. Es war ein illyrischer, also den Germanen verwandter Volksstamm, der damals Oberschlesien beherrschte.

Um die Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr. wanderten die ersten germanischen Volksstämme aus der nordischen Urheimat ein. Als sie nach Südosten weiterzogen, breiteten sich die bisher weiter nördlich wohnenden Wandalen in Oberschlesien aus. Die Besiedlung muß recht dicht gewesen sein, wie Funde an der Klodnitz und bei Scharley beweisen. Diese germanischen Bauern besaßen schon stattliche Gehöfte. Riesige Eichen- und Buchenwälder bedeckten im übrigen das Land, unterbrochen von weiten Sümpfen. Zwischen diesen eingestreut lagen die Dörfer der Germanen. Es war ein bedürfnisloses und hartes Geschlecht, das hier sesshaft war. Um die Zeitenwende hören wir, daß die Römer auf ihren Bernsteinzügen nach der Ostsee auch Oberschlesien berührten. Ihre Straße führte sie an der Oder entlang, die sie wahrscheinlich in der Nähe von Krappitz und Oppeln überschritten. Dort dürfte vermutlich der Ort Karrodunum gelegen haben.

Zur Zeit der großen Völkerwanderung brachen die in Schlesien siedelnden Stämme auf und zogen gen Westen und Süden. Die Wandalen führte ihr Weg über das Römerreich bis an den Nordrand Afrikas und in die Schluchten des Atlasgebirges. In die von den Germanen verlassenen Wohnplätze rückten slawische Völkerschaften nach. Von ihrem Eintritt an liegt Jahrhunderte hindurch völliges Dunkel über der Geschichte des Landes. War die Besiedlungsdichte an sich unvorstellbar gering, so müssen die Menschen auch in kümmerlichsten Verhältnissen und unter primitivsten Bedingungen gelebt haben. Sie waren kein aufbauendes und staatenformendes Volk und standen auf niederster Kulturstufe. Sie hatten weder die Kraft noch die Veranlagung zu irgendeiner Weiterentwicklung. So trafen sie jedenfalls die deutschen Siedler an, die im 12. und 13. Jahrhundert, gerufen von

den schon lange unter deutschem Einfluß stehenden Fürsten und Bischöfen, — das Christentum breitete sich seit dem zehnten Jahrhundert hier aus —, aus allen deutschen Landesteilen nach Schlessien kamen und von nun an die Geschichte des Landes gestalteten.

Fast menschenleer war die Weite, als die ersten Deutschen über die Hohe Straße nach Schlessien einwanderten. In ihrer eigenen Heimat war ihnen das Land zu eng geworden, es bot nicht mehr Platz genug für so viele. Da hörten sie den Ruf des fernen Schlessien im Osten des Reiches, das allen, die das Leben meistern wollten, Raum und Reichthum versprach. Und so, wie fast ein Jahrtausend zuvor die germanischen Menschen nach dem Westen gezogen waren, kamen jetzt Deutsche in hellen Scharen nach dem Osten gewandert, von uraltem germanischem Boden nach Recht und Gerechtigkeit Besitz zu nehmen. Manchmal mag sie eine gewisse Bangigkeit gepackt haben, die Männer und Frauen des lebensfrohen und sonnigen Westens und Südens, wenn ihr Tref tagelang unter größten Strapazen durch meilenweite, undurchdringliche Wälder ging, ohne daß man auch nur einem Menschen begegnete oder eine Hütte sah. Durch die Unendlichkeit der Wälderdoms strömte ebenso einsam die Oder mit ihren Nebenflüssen. Nur dann und wann erhob sich an ihren Ufern eine kleine, unbedeutende Ansiedlung. Aber die Menschen gingen mutig an die Arbeit in diesem fast menschenleeren Lande. Sie gründeten überall ihre Dörfer, bauten ihre Städte, rodeten den Wald und nutzten die jungfräuliche Kraft des Bodens für den nahrungspendenden Acker. Staunend und scheel sahen die verkommenen Slawensiedlungen dem neuen, urgewaltigen Werden im schlessischen Raume zu.

Auch nach Oberschlessien drangen die deutschen Siedler vor. Hier fanden sie wohl nicht gleich günstige Bedingungen wie im gesegneten Norden des Landes, aber sie ließen es sich nicht verdrießen, ihre Wohnstätten bis hinunter an den Tablunkapaf aufzuschlagen und bald auch darüber hinaus zu greifen, weiter nach Osten. In ihren Reihen waren alle Berufsstände vertreten. Das neu gewonnene Land brauchte ja nicht allein Bauern. Es bedurfte ebenso sehr, damit diese überhaupt einen wirtschaftlichen Rückhalt hatten, der städtischen Handwerker, des Handels und Gewerbes. Auch Bergleute müssen unter den Einwanderern gewesen sein. Denn plötzlich überrascht uns die Nachricht, daß in Oberschlessien offenbar schon in sehr frühen Zeiten der Bergbau umgegangen ist. Zum ersten Male werden oberschlessische Silbererzbergleute bei Chorzow in einer Urkunde des Papstes Innozenz II. vom Jahre 1136 erwähnt. Wahrscheinlich haben die Fürsten Schlessiens den durch die deutschen Lande reitenden und für Schlessien werbenden Bögten auch den Auftrag gegeben, für diesen Bergbau, der bis dahin sicher nur in absolut unzulänglicher Weise betrieben wurde, tüchtige und erfahrene Bergleute mitzubringen, um die schon bekannten Schätze des Landes besser nutzen zu können.

blei- und Silbererzbergbau vor 700 Jahren

Schon im Anfange des 13. Jahrhunderts muß eine relativ dichte Besiedlung des oberschlessischen Bergbaugesbietes um Beuthen vorhanden gewesen sein. Das bezeugt uns eine Bestätigungsurkunde des Papstes Gregor XI. vom 26. Mai 1229. Damals gehörte die Stadt Beuthen noch zu den Besitzungen des St. Petriklosters in Krakau. Im Jahre 1230 wurde Beuthen mit einer Stadtmauer umgeben und erhielt 1254 deutsches Recht. Schon einige Jahre früher, 1247, wurde dem Orte

Repten durch den Herzog von Ratibor deutsches Recht verliehen und den Bewohnern die freie Gewinnung der Bleierze gestattet. Diese Rechtsverleihungen sprechen dafür, daß der Silber- und Bleierzbergbau einen verhältnismäßig großen Umfang gehabt hat, zumal die Erze schon dicht unter der Aderkrume anzutreffen waren. Durch deutschen Fleiß und durch unermüdlige Arbeitsamkeit muß Beuthen bald eine reiche Stadt geworden sein. Der steinerne Bau der Marienkirche, der in seinen Anfängen aus diesen Jahren datiert, ist ein lebendiger Ausdruck der Beuthener Regsamkeit vor 700 Jahren. Noch heute erzählt man sich von dem damaligen Reichtum der Stadt Wunderdinge. So sollen die Kirchentüren aus reinem Silber gewesen sein und die Beuthener Kinder in silbernen Wiegen gelegen haben. Wir möchten aber mit gutem Grunde annehmen, daß mindestens bei den silbernen Wiegen eine Verwechslung vorliegt. Es dürfte sich in Wirklichkeit um Waagen zum Verwiegen des gefundenen Silbers gehandelt haben. Im Laufe der Jahrhunderte hat die mündliche Ueberlieferung dann Kinderwiegen daraus gemacht.

So verheißungsvoll der erste Anfang des Beuthener Erzbergbaus auch gewesen ist, lange hielt der Erfolg nicht vor. Schon damals bedrängten den Bergbau Schwierigkeiten, die für ihn schlechthin unüberwindlich gewesen sein dürften. Dazu gehörte vor allem die Unmöglichkeit, der Wasserzuffüsse Herr zu werden, die auch in den späteren Jahrhunderten und bis in die neueste Zeit hinein die geschworenen Feinde des ober-schlesischen Bergbaus geblieben sind. Streitigkeiten der Bergleute untereinander über die gewonnenen Silber- und Bleierze und mit der Ortsgeistlichkeit über den Zehnten dürften den Verfall des ersten Beuthener Bergbaus beschleunigt haben. Der wohl damit zusammenhängende Priestermord im Margaretenteiche brachte Beuthen im Jahre 1363 den Kirchenbann und damit das tatsächliche Ende des Bergbaus dieser Zeit. Unheilvoll wirkte sich auch die staatsrechtliche Trennung Beuthens in zwei Teile in der Zeit von 1369 bis 1472 aus.

Kämpfe um die ober-schlesischen Besitzverhältnisse

Um den Besitz Schlesiens und Ober-schlesiens stritten immer wieder die anliegenden Reiche. Für das Land fühlbarer wurde der Streit erst, als es vorübergehend unter Boleslaus Chrobry ein Teil des polnischen Reiches war. Niemals aber entzog sich Schlesien dem deutschen Einfluß. Mehrere Male weilten auch deutsche Kaiser im Lande, so 1157 Friedrich Barbarossa, um ordnend in die polnischen Angelegenheiten einzugreifen. 1163 machte sich Schlesien mit der Rückkehr der Wladislaiden und ihrer Einweisung in den Besitz des Landes selbständig und löste sich endgültig von Polen. Im Trentschiner Vertrag von 1235 entsagte Polen feierlich aller Rechte auf Schlesien.

Um die Mitte des gleichen Jahrhunderts verwüstete der Mongoleneinfall Schlesien. Krakau, damals eine von Schlesien aus besiedelte deutsche Stadt, wurde von den wilden Horden verbrannt. Vergebens stellten sich die schlesischen Herzöge den Eindringlingen entgegen. Erst die Schlacht bei Wahlstatt im Jahre 1241, in der sich auch die Beuthener Bergleute tapfer schlugen, setzte dem Vordringen der asiatischen Horden ein Ende.

Zahllose Erbfehden beunruhigten in den nächsten Jahrzehnten Ober-schlesiens Entwicklung. Schon 1281 zerfiel Ober-schlesien in vier Teile: Teschen und Auschwitz,

Beuthen, Oppeln, Ratibor. Bald entstanden noch die Teilfürstentümer Loß, Cosel, Falkenberg, Strehlitz und Oberglogau. Die Schwäche der Teilfürsten, die alle den pompösen Herzogstitel weiterführten, zwang zur Anlehnung an eine größere Macht. Seit 1289 Kasimir von Beuthen den König Wenzel von Böhmen aus dem Hause der Přemysliden als seinen Oberherrn anerkannt hatte, vollzog sich der Lehnsanschluß an Böhmen und damit an Deutschland immer fester. Die sog. Oppelner Fehde brachte dann wieder viel Unglück über das Land. Im Jahre 1428 mußte Oberschlesien den ersten grausamen Hussiteneinfall über sich ergehen lassen. Waren die Verwüstungen schon groß, so wurden sie fast noch schlimmer beim zweiten Raubzuge im Jahre 1430. Gleiwitz, Bischofstal, Loß, Peiskrescham und das Kloster Himmelwitz wurden geplündert und in Brand gesteckt. Erst 1431 gelang Herzog Konrad von Dels durch nächtliche Ueberrumpfung die Befreiung von Gleiwitz. Rybnik wurde 1432 bei einem neuen Durchzuge der Hussiten erobert und mußte 1433 ebenso wie Beuthen, Kreuzburg und Pitschen wiedergewonnen werden. Auch in der Folgezeit des 15. Jahrhunderts hatte Oberschlesien unter den böhmischen Wirren viel zu leiden, bis schließlich Matthias Corvinus von Ungarn Schlesien von sich abhängig machte. Die Wohlfahrt des Landes ging unter der Oberherrschaft stammesfremder Fürsten immer weiter zurück. Einige Teile des Landes wurden sogar für Jahrhunderte verloren, so das Fürstentum Severien östlich von Beuthen und das Herzogtum Auschwitz.

Es mußte erst wieder ein Fürst rein deutschen Stammes über Oberschlesien herrschen, damit sich die Verhältnisse bessern konnten. Einem Hohenzollern, dem Enkel des brandenburgischen Kurfürsten Albrecht Achilles, gelang die Aufgabe. Markgraf Georg der Fromme erhielt von seinem Oheim, dem König Wladislaus von Ungarn und Böhmen, die Anwartschaft auf Oppeln, wo der letzte Piast regierte. Auch die Anwartschaft auf Ratibor wußte er sich zu sichern und kam 1521 in den Mitbesitz des Landes. Er erwarb weiter das Fürstentum Jägerndorf sowie Stadt und Schloß Oberberg. 1526 wurde ihm vom böhmisch-ungarischen König Ludwig die Herrschaft Beuthen „auf zwei Leiber“, gemeinsam mit Herzog Johann von Oppeln, übertragen. Ferdinand von Habsburg, der Bruder Karls V., der seinem Schwager Ludwig in der Herrschaft über Böhmen und die Nebenlande gefolgt war, beließ Markgraf Georg 1531 im pfandweisen Besitz von Oppeln und Ratibor auch für seine Nachkommen, während für Beuthen die Bestimmung „auf zwei Leiber“ bestehen blieb.

Die „Freie Bergstadt“ Tarnowitz wird gegründet

In der Zeit Georgs des Frommen beginnt die eigentliche Geschichte des ober-schlesischen Bergbaus, veranlaßt durch ein wichtiges Ereignis: Im Jahre 1519 wurde in der Nähe des Dorfes Tarnowitz ein reicher Bleierzfund gemacht. Schon um 1504 hatte ein gewisser Anton Hornig „auf dem Beuthnischen Felde Bergbau getrieben, Kofkünste gehabt und eine Menge Erz gewonnen“, wie im Jahre 1584 der 92 Jahre alte Beuthener Stadtbürger Hans Schmiereg bei einem Verhör durch den Rat der Stadt Beuthen aussagte. Als bei Tarnowitz noch weitere Erzfunde glückten, fanden sich dort bald zahlreiche Bergleute aus Beuthen ein, und es bildeten sich drei neue Ansiedlungen, die sich unter dem Namen „Tarnowitz“ zu einer Stadt zusammenschlossen, während der bisherige Ort gleichen Namens die Bezeichnung „Alt Tarnowitz“ erhielt. Markgraf Georg von Brandenburg erkannte

alsbald den Vorteil, der ihm und dem Lande aus der neuen Entwicklung zufallen mußte. Die Tarnowitzer Bergleute wurden mit besonderen Vorrechten begabt, und schon 1526 erließ Georg zusammen mit Herzog Johann die erste Bergfreiheit. Der neue Ort Tarnowitz wurde „Freie Bergstadt“. Nur Bergleute oder Gewerke erhielten das Bürgerrecht und die Bergfreiheit. Wollte jemand ein Grundstück erwerben oder ein Haus bauen, so mußte er Mutung einlegen und sich das Unternehmen verleihen lassen. Selbst Kram- und Fleischbänke wie Brau- und Schankgerechtigkeiten unterlagen dem Mutungszwange. In einem späteren Reskript wurde den in Tarnowitz sich aufhaltenden Abligen aufgegeben, entweder mit den Bürgern Bergbau zu betreiben oder binnen sechs Wochen die Stadt zu verlassen.

1528 erließ Markgraf Georg die erste Bergordnung. Im heutigen Schloß Neudeck wurde ein Bergamt errichtet. Die Größe der Grubenfelder wurde genau festgelegt. Von einem Hauptschacht zum andern sollten 18 Lachter (1 Lachter = 2,0924 Meter) gemessen werden. Die Berganteile und ebenso die der Hütten bestanden in Achteln. Ein Achtel setzte sich aus 16 Kuzen zusammen. Diese Bestimmung wurde aus dem schon um 1300 kodifizierten böhmischen Bergrecht übernommen. Daraus erklärt sich die merkwürdige Zusammensetzung eines Bergwerks aus 128 Kuzen, die uns bis in die letzte Zeit hinein begegnet. Die Bestimmungen über den Bergbau waren im übrigen sehr streng. Von allen Erzen kam dem Landesherrn der Zehnte in Natura zu. Beim Tarnowitzer Bergbau gab es unter den Naturalleistungen noch eine Besonderheit. Jede neunte Mulde rein gewaschenen Erzes mußte an den Landesherrn abgeliefert werden. Daneben wurde noch eine Art Wasserzins erhoben. Von jeder Mark Brandsilber war ein Markgeld zu zahlen, das ursprünglich drei Groschen betrug, aber auf drei Taler anstieg. Jede Zeche hatte schließlich ein wöchentliches Quatember- oder Schachtgeld von einem halben Groschen zu erlegen, das zur Hälfte der markgräflichen Kasse zugute kam und zur anderen Hälfte nebst Strafgeldern und Schreibgebühren zur Besoldung der Beamten diente. Zwei Freikuxe wurden für Kirche, Schule und Spital ausgeworfen. Dem Gutsherrn war bei jedem Bergwerk ein Vor- und Mitbaurecht eingeräumt. Für Beschädigungen an seinem oder seiner Untertanen Acker konnte ihm ein Achtel des Gewerkesbesitzes angeboten werden. Er mußte es annehmen, wenn er nicht alle Ersatzansprüche verlieren wollte. Dagegen konnte jedermann auf dem Gutbesitz ungehindert schürfen und bauen, wenn es nach des Bergmeisters Verordnung geschah. Eine Gerichtsbarkeit stand dem Gutsherrn gegen Bergleute nur dann zu, wenn sie sich auf seinem Grunde häuslich niedergelassen hatten, gegen Gewerke überhaupt nicht. Für eine billige Vergütung sollte der Gutsherr den Gewerken Holz und Wasser liefern. Als Entgelt wurde ihm und seinen Erben von dem Zehnt an Erzen oberen und niederen Metalls der vierte Teil zugesprochen. Ähnlich geregelt waren auch die Vorschriften des Hüttenbetriebes.

Wie überall, genossen die oberschlesischen Berg- und Hüttenleute alle Freiheiten. Sie hatten eigene Gerichtsbarkeit und Polizei, konnten frei ab- und zugiehen, waren befreit von Kriegsdienst, Steuer und Geschoß, von Zoll, Maut und Robot. Innerhalb des bergfreien Reichs war ihnen freie Hutung zugebilligt. Ihnen stand vollständige Gewerbefreiheit zu. Schließlich besaßen sie eine eigene Knappschaftsbüchse.

Der neue Tarnowitzer Bergbau entwickelte sich recht günstig, und es mußten immer wieder weitere Bergleute hinzugezogen werden. Bald allerdings litt der

Bergbau wieder unter den üblichen Schwierigkeiten, und schon im Jahre 1539 erstattete Berghauptmann von Feuchtlingen einen nicht sehr erfreulichen Bericht über den Zustand des Tarnowitzer Bergbaues. Die Verhältnisse besserten sich aber wieder, als man des Wassers mehr und mehr Herr zu werden verstand. 1561 gewann man in Tarnowitz die stattliche Menge von 4940 Mark 3 Lot Brandsilber und 13 300 Zentner Blei und Glätte. Aber schon wenige Jahre später setzten neue Wasserschwierigkeiten dem Vordringen in die Tiefe ein Ende. Die Gewinnung mußte eingestellt werden. Ueber gleiche Nöthe klagte der Beuthener Bergbau, der wohl von neuem eine hohe Blüte erreicht hatte, aber mit den Wassern nicht mehr fertig werden konnte, wie aus einer Bittschrift der Stadt Beuthen an den Markgrafen hervorgeht. In dieser Bittschrift werden auch Nechtal, Bobref, Silberberg und Scharley als Orte bezeichnet, in denen der Erzbergbau „sehr in Schwung auch mit nützlichem Bau und hohen Würden“ gestanden habe. Die Neugründung Georgenberg, die 1561 die Bergfreiheit erhielt, war weniger erfolgreich; dennoch fand ein lebhafter Eisenerzbergbau statt. Die Unkosten des Bergbaus stiegen immer mehr an, so daß der Gewinn den Abbau bald nicht mehr lohnte. Dazu kam ein kaiserliches Verbot der Silberausfuhr, in dessen Gefolge sich lange Rechtsstreitigkeiten zwischen dem Markgrafen und Kaiser Ferdinand I. als König von Böhmen entwickelten.

Peter Jost „erfindet“ den Galmei

In Jägerndorf hatte der fürstliche Münzverwalter Gregor Emich ein Messingwerk errichtet. Der zur Messingherstellung erforderliche Galmei mußte von weither herbeigeschafft werden, wahrscheinlich aus Aachen, wo der Galmeibergbau schon im 15. Jahrhundert betrieben wurde. Die erheblichen Transportkosten veranlaßten Gregor Emich, sich nach näher liegenden Galmeilagerstätten umzusehen, und so wandte er sich 1565 an den Markgrafen Georg Friedrich, ob nicht auch bei Tarnowitz, wo der Silber- und Bleierzbergbau noch stark im Schwange war, Galmei anzutreffen sei. Offenbar ist aber aus dem Vorhaben Emichs nichts geworden, denn wir hören nicht weiter davon. Inzwischen war aber in Tarnowitz selbst ein findiger Kopf dahinter gekommen, außer nach Silber- und Bleierz auch nach anderen Bodenschätzen zu suchen. Im Jahre 1569 wendet sich Peter Jost aus Tarnowitz mit einer Eingabe an den Markgrafen, er habe unter großen Aufwendungen auf seinem Bergwerk einen Galmeistein „erfunden“. Peter Jost bat um ein ausschließliches Privileg, da er ein Messingwerk anlegen wolle. Wenn in der Herrschaft auch andere Galmei fänden, dann sollten sie ihn nicht ausführen dürfen, sondern gehalten sein, den Galmei an Peter Jost und seine Gewerkschaft zu verkaufen. Da das „weiße Gewächs“ nicht als Mineral angesehen werden könne und die Bergordnung nichts darüber aussage, sei auch kein Zehnt davon zu zahlen. Peter Jost erklärte sich dennoch bereit, etwas an barem Gelde an den Markgrafen abzuführen. Peter Jost scheint ein ungeduldiger und tatenlustiger Mann gewesen zu sein, denn schon wenige Wochen nach seiner ersten Eingabe wurde er am 27. August erneut vorstellig. Diesmal erklärte er, um den Tarnowitzer Silber- und Erzbergbau nicht durch starken Holzverbrauch zu schädigen, wolle er sein Messingwerk gern an anderer Stelle errichten. Weiter versprach er, falls er beim Galmeigraben auf Bleierze stoßen sollte, dann wolle er zwar die Kosten des Abteufens tragen, dagegen auf das Bleierz selbst verzichten. Dafür wolle er sich den Galmei zueignen, der sich noch hier und da auf den alten Bleierzhalben

fände. Unter dem 10. Oktober 1569 verordnete Markgraf Georg darauf an die Regierung zu Jägerndorf, Peter Jost die nachgesuchte Erlaubnis zu erteilen. Peter Jost grub nun nach Galmei. Von dem Bau des Messingwerkes scheint er aber abgekommen zu sein, denn der gewonnene Galmei wurde nach Jägerndorf geschafft.

Peter Jost war aber nicht der einzige, der sich um den Galmei bemühte. Wie uns zu Beginn des Jahrhunderts bei Beuthen ein Anton Hornig begegnet ist, der auf dem Beuthnischen Felde Erze gewonnen hat, so taucht auch jetzt wieder der Name Hornig auf. Der Gutsbesitzer Hans Hornig suchte bei Tarnowitz auf eigenem Grunde nach Galmei. Die Jägerndorfer Regierung stellte nun Erwägungen an, ob man dem Hornig nicht das Galmeigraben oder mindestens das Ausführen zum Schaden anderer verbieten könne. Aber Hornig erklärte dem ihn deswegen aufsuchenden Bergmeister Trapp aus Tarnowitz, er könne mit seinem Galmei freischalten und walten, denn die Bergordnung besage ja nichts darüber. Es gab noch einige Weitläufigkeiten in dieser Angelegenheit, zumal sich auch ein Danziger Bürger, der in Danzig ein Hüttenwerk und eine „Messingbrennerei“ angelegt hatte, beschwerdeführend an den Markgrafen wandte, weil ein anderer Danziger ihm beim Galmeibezug „aus E. F. Durchlaucht Landen von Tarnowitz“ Konkurrenz machte und anscheinend ein gewisses Monopol zu erlangen trachtete. Die Galmeigräberei muß gegen Ende des 16. Jahrhunderts in der Beuthener Herrschaft schon ziemlich umfangreich gewesen sein. In einem Bericht vom Jahre 1584 heißt es, Galmei wurde gefunden auf Radzionkau, Boberkoff, Bobref, Silberberg, Czuppars, Repten, Ptakowitz und im Beuthener Stadtwalde. Die Ortschaften Silberberg und Czuppars sind übrigens heute verschollen. Von dem abzuliefernden Zehnt erhielt der Markgraf drei Viertel, den Rest der Grundbesitzer.

Auf Georg den Frommen war schon im Jahre 1543 sein Sohn Georg Friedrich gefolgt. Nach dessen Tode im Jahre 1603 sollte das Land an den Kurfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg fallen, der es seinem zweiten Sohne Johann Georg überließ. Dieser trat zwar den Besitz an, aber die kaiserliche Bestätigung blieb ihm versagt, und durch Urteil vom 17. Mai 1618 mußte er die Herrschaft Beuthen mit der Stadt Beuthen und der Freien Bergstadt Tarnowitz zurückgeben. Er weigerte sich aber, die Entscheidung anzuerkennen und stellte sich nach dem Prager Fenstersturz, der den Dreißigjährigen Krieg einleitete, auf die Seite Friedrichs V., des „Winterkönigs“, dessen Schicksal er teilen mußte. Die gegen ihn verhängte Nacht beraubte ihn seiner Besitzungen. Er eroberte aber Neisse und Glatz und unternahm von da aus Unternehmungen gegen Oberschlesien, wobei das Kloster Rauden von seinen Scharen ausgeplündert wurde. 1624 starb Johann Georg als landloser Fürst in Ungarn.

In der Zwischenzeit hatte Kaiser Ferdinand II. Beuthen im Jahre 1623 an den aus der Zips stammenden Lazarus Hendel von Donnersmark verpfändet, an den die Herrschaft, da die Pfandsomme nicht bezahlt werden konnte, 1629 endgültig fiel. Welchen Umfang der Bergbau im Beuthener Gebiete angenommen hatte, mögen einige Zahlen dartun: Von 1528 bis 1627 wurden um und in der Stadt Tarnowitz 7518 Schächte, 59 Wärschen, 24 Rohstätten, 6 Hütten und ein Stollen gemutet. Auch die Nachbarschaft wies ähnlich hohe Zahlen auf. Selbstverständlich darf die große Zahl der Schächte uns heute nicht zu falschen Schlüssen verleiten. Die neuen Besitzer aber machten sich mit Recht große Hoffnungen, zumal ihnen bereits

1607 das Bergwerksregal für „alle gegenwärtigen und zukünftigen“ Besitzungen verliehen worden war. Die Hendl sah auf Grund ihres Kaufvertrages alle früher von den Hohenzollern trotz des kaiserlichen Einspruches ausgeübten Berggerechtfame als auf sie übergegangen an. Sie erhoben die gleichen Abgaben weiter, und daraus sollten sich in der Zukunft noch manche Streitigkeiten entwickeln.

Der Dreißigjährige Krieg verschonte jedoch auch Oberschlesien nicht. Der Bergbau verfiel unter den mehrfachen Heimsuchungen vollkommen. Erst nach Beendigung des Krieges wurde er wiederbelebt. 1652 und 1658 wurden neue Bergverordnungen erlassen und Belehnungen erteilt. Als Lazarus II. starb, entwickelten sich durch mehrfache Erbteilungen die Beuthener und die Neudecker Linie der Donnersmark. In den Teilungsurkunden werden erwähnt Eisenerzförderungen in Georgenberg und Rudy Piekar, ein Eisenhammer Halemba, ein Salzhaus in Georgenberg und eine „Schwarzhütte“. 1661 wurden die Hendl in den erblichen Grafenstand erhoben und 1697 dem Grafen Ferdinand die Würde eines freien Standesherrn des Herzogtums Schlesien unter Wahrung aller früher verliehenen Privilegien erteilt.

Das Galmeiprivileg des Breslauer Kaufmanns Giesche

Auch die Galmeigewinnung wurde nach dem Kriege wieder betrieben und erscheint sogar nun noch an anderen als den bisher bekannten Orten. So hören wir von einem gewissen David Stillarsky, daß er unter dem 15. Juli 1660 eine Galmeigräberei auf seinem Grundstücke im heutigen Stillersfeld gemutet hat. Auf dem Gute Bobref grub der dortige Besitzer Kaspar von Pelchrzim gleichfalls nach Galmei. Das verdroß den Standesherrn als eine Verletzung seiner Gerechtfame, und er ließ dem Pelchrzim das Galmeigraben am 10. Mai 1700 als ein Attentat auf seine Regalien verbieten. Pelchrzim dachte aber garnicht daran, dem Befehl nachzukommen und legte auch beim Oberamte Verwahrung gegen ein Verbot des Bergamtes ein. Die darauf folgenden Klagestreitigkeiten zogen sich bis in das Jahr 1703 hin und wurden mit einem rechtskräftigen Urteil abgeschlossen, das dem Pelchrzim recht gab.

In diesem Prozeß tauchte zum ersten Male der Name des Breslauer Bürgers und Handelsmannes Georg Giesche auf, dem von Pelchrzim den Galmei kontraktmäßig überlassen hatte. Giesche erkannte die Bedeutung des Galmeis und übersah die Möglichkeiten, die sich aus seiner Verwertung ergeben konnten. Er sorgte für Absatzquellen und pachtete das Bobreker Feld zur Ausbeute. Aber mit kaufmännischem Blick merkte er auch, wo die Schwierigkeiten lagen, die sich seinem Vorhaben entgegen stellen könnten. Kurz entschlossen wandte er sich mit einer Bittschrift an Kaiser Leopold, ihm ein ausschließliches Galmeiprivileg für Schlesien zu erteilen. Giesche war dem kaiserlichen Hofe durch Gelddarlehen bekannt, und bereits am 22. November 1704 wurde das vom Schlesiſchen Oberamte befürwortete Privileg auf 20 Jahre dahin erteilt, daß „Er (Georg Giesche) und erst gedachte seine Eheleute Leibserben hinn solcher ausgeſetzten Zeit bemelter zwanzig Jahren mehr angeregten Gallmen in erwehnten Unserm Herzogtumb Schlesien allein und sonst niemand andern zu graben, zu zeugen, auszuführen und zu verkaufen befugt ...“ Gleichzeitig erging an die schlesiſche Oberamtsregierung ein kaiserlicher Befehl, darüber zu wachen, daß das Giesche erteilte Privileg gebührend geschützt werde.

Giesche holte 24 im Galmeibergbau erfahrene Bergmannsfamilien aus Olkusch nach Oberschlesien und begann sofort mit der Galmeigewinnung in Scharley, in Bobref und auf Randsdorfer Grunde an der Stillersfelder Grenze. Unter Aufwendung großer Kosten errichtete er zweckentsprechende Abbauanlagen. In Bobref stieß man aber auf große Wasserschwierigkeiten, und so beschränkte sich Giesche auf den Abbau in Scharley und Stillersfeld. Den Galmei verfrachtete er zunächst auf der Weichsel nach Danzig. Hier traf er aber auf starke Konkurrenz des polnischen Galmeis. Da gleichzeitig an mehreren Stellen in Deutschland Messingfabriken entstanden, die besseren Absatz versprachen, benutzte Giesche in Zukunft die Oder, zumal ihm König Friedrich I. von Preußen 1706 eine Zollvergünstigung auf der Oder, Spree und Havel eingeräumt hatte. Der Galmei wurde mit Fuhrn nach Deschowitz gebracht, wo Giesche eine Umschlagstelle baute. Eine Buchhalterei und eine weitere Niederlage richtete er an seinem Stammsitz Breslau ein.

Wahrscheinlich unter Mitwirkung Giesches entstand durch den sächsischen Grafen Flemmig, einen Kammerherrn Augusts des Starken, in Jakobswalde ein Messingwerk, wohin Giesche einen Teil seines Galmeis lieferte. Die Hüttenarbeiter wurden aus Sachsen hergeholt. Das Werk bedurfte aber nie mehr als 100 Tonnen zu etwa 13 Zentnern jährlich. Weitere Abnehmer hatte Giesche in Böhmen, in Sachsen und in Brandenburg. Bald fand er aber auch den Weg ins Ausland, wo er dem Nacherer und dem polnischen Galmei die Spitze zu bieten verstand. Ueber Weichsel, Oder und Elbe sandte er das ober-schlesische Produkt nach Schweden, Holland und England.

Die Ausnutzung seines Privilegs wurde Giesche aber nicht leicht gemacht. Sein Hauptgegner war Graf Karl Maximilian Hendel von Donnersmark. Nachdem er den Prozeß gegen den von Pelschrim verloren hatte, wurde er nun auch durch das Giescheprivileg geschädigt. Trotz der ausdrücklichen Anordnung des Oberbergamtes ließ er seinen Pächter Mayer und dessen Erben in Deutsch- und Rudny-Piekar weiter nach Galmei graben. Giesche beschwerte sich schließlich darüber mehrfach beim Kaiser, besonders nachdem ihm seit 1707 in dem neuen Besitzer von Randsdorf, Martin Schölk von Löwencron, ein weiterer Gegner entstanden war. Der Kaiser, der übrigens 1706 noch einen Schutzbrief für Giesche erlassen hatte, befahl nunmehr unter dem 16. März 1708 in einer unzweideutigen Willenserklärung, den Georg Giesche in seinem Privileg, das sowohl durch den Grafen Hendel als auch durch von Löwencron verletzt worden sei, unbedingt zu schützen. Jede weitere Störung des Privilegs sollte mit einer fiskalischen Strafe von 1000 Dukaten geahndet werden.

Jetzt endlich kam es zu einer Einigung mit Graf Hendel. Mit Löwencron gingen die Streitigkeiten dagegen weiter. Der Randsdorfer mußte erst mit der angedrohten Strafe belegt und außerdem von Giesche auf einen Schadensersatz von 10 000 Talern verklagt werden. Giesche selbst muß bei Hofe in außerordentlichem Ansehen gestanden haben. Er wandte sich in allen Fällen immer direkt an den Kaiser. Dieser verlieh ihm am 23. April 1712 für ihn und seine Nachkommenschaft ein ritterliches Wappen und Kleinod und das Prädikat von Giesche. Einige Tage später, am 3. Mai 1712, wurde Giesche sogar gestattet, auf seinen Galmeifässern den doppelten kaiserlichen Adler eingebrannt zu führen, um den schlesischen Galmei, der besser sei als der ausländische, von dem andern zu unterscheiden. Schon 1714 kam Giesche um die Verlängerung des Privilegs ein. Aber über den Verhandlungen starb der große Kaufmann, der den Grund zu einem der be-

deutendsten Industrieunternehmungen Oberschlesiens legte, am 14. April 1716. Seinen Erben wurde das Privileg, wenn auch unter großen Schwierigkeiten und nach heftigen Auseinandersetzungen mit den Standesherrn und später mit den preußischen Behörden, mehrfach erneuert, bis es 1802 nach fast hundertjährigem Bestehen erlosch.

Wie der Galmei gegraben wurde

Der Galmeihandel Giesches muß schon recht ertragreich gewesen sein, wenn er so viele Gegner auf den Plan rief. Der übrige Bergbau in der Standesherrschaft Beuthen war ja so gut wie zum Erliegen gekommen. Es nimmt daher nicht wunder, wenn man dem erfolgreichen Kaufmann aus Breslau und seinen Erben nicht besonders günstig zusah, daß sie ungehindert den einzig verbliebenen gewinnbringenden Erwerbszweig betreiben konnten. Freilich ging die Galmeigewinnung auch im 18. Jahrhundert noch handwerksmäßig vor sich. Von einem eigentlichen Bergbau kann nicht die Rede sein. Das Unternehmen Giesches wurde ja auch als „Fabrique“ angesehen. Ursprünglich baute man den Galmei, der 1581 als „ein Gewächs, einem weißen Kalkstein gleich“ bezeichnet wurde, in Dufeln ab. Das war ein in der Regel runder, nicht ausgezimmerter kleiner Schacht. Teilweise ging man auch schon zum Schacht- und Streckenbetrieb über. Arme Erze fand man nicht bauwürdig und trieb deshalb einen für heutige Verhältnisse unverständlichen Raubbau. So erhob sich in dem Galmeigelände Dufel an Dufel und Schacht an Schacht. Besonders zu kämpfen hatte man wieder mit Wasserschwierigkeiten, denen man nur dadurch begegnete, daß man ihnen einfach auswich. Stollen anzubringen hatte man entweder noch nicht gelernt oder man empfand diese Methode als zu kostspielig. Der abgebaute Galmei wurde zur Verwitterung ins Freie gebracht und dann in Kisten oder sog. Letten im Freien mit Holz gebrannt. Dann kam er in Fässer von etwa 13 Zentnern Fassungsvermögen und wurde versandt. Es ist klar, daß diese Methoden nicht eine große Zahl von Bergleuten in Anspruch nehmen konnten. Dennoch hat der Galmeibergbau für Oberschlesien eine außerordentliche Bedeutung gehabt, denn er eigentlich ist die Grundlage, auf der im 19. Jahrhundert sich das stolze Gebäude zu entfalten begann, das heute den Industriebezirk darstellt. Bis dahin sollte es aber noch ein weiter und dorniger Weg sein.

Luppenfeuer brennen in den Wäldern

Erze fand man nicht nur um Beuthen und Tarnowitz. Ueber weite Teile des oberschlesischen Landes zogen sich die Erzvorkommen hin. Vor allem wurden sie angetroffen in dem Raume zwischen Kreuzburg—Groß Strehlik—Peiskretscham und Tarnowitz. Man fand sie aber auch in der Nähe von Gleiwitz, bei Kuda und in der Umgegend des heutigen Rattowitz. Es waren fast überall Braun- und Raseneisenerzvorkommen, die die Gutsbesitzer als solche erkannten und auszuwerten trachteten. Die riesigen Wälder lieferten Holz in solchen Mengen, daß um die notwendigen Brennstoffe zur Eisengewinnung aus oberschlesischem Erz keine Sorge zu bestehen brauchte. So kann es für uns keine Ueberraschung sein, wenn wir über ganz Oberschlesien verstreut Eisenerzeugungstätten finden. Nachrichten dieser Art liegen uns schon aus dem 14. Jahrhundert vor. Die Herstellung eiserner Gegenstände soll in Oberschlesien sogar schon im 12. Jahrhundert erfolgt sein.

Die technischen Einrichtungen des Mittelalters waren freilich recht primitiv. Schmiedbares Eisen wurde unmittelbar aus den Erzen durch das sogen. Rennen in Luppenfeuern gewonnen. Das Erz wurde zwischen den Holzkohlen niedergeschmolzen und teilweise reduziert. Die Deul oder Luppe genannten Klumpen, die nach der Arbeit vom Boden losgebrochen wurden, bestanden aus mit Schlacken durchsetztem Material, das mit Hämmern ausgeschmiedet wurde. Das erste ober-schlesische Luppenfeuer soll im Jahre 1365 durch einen aus Böhmen eingewanderten Eisenhüttenmann in Rutschau bei Tarnowitz errichtet worden sein. Es kann sich bei diesem Gründer nur um einen Deutschen handeln, denn die deutsche Siedlung Böhmens war damals schon weiter vorgeschritten als die des benachbarten Schlesiens. Die Luppenfeuer brannten bald überall in den ober-schlesischen Wäldern, wo Eisenerze zu finden waren. Sie trugen den Charakter einfacher Waldschmieden und behielten ihn auch bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts.

Um 1585 hatten die Raudener Cisterzienser ein Luppenfeuer bei Hochlinden in der Nähe von Rauden errichtet. Auch bei Horneck und bei Ruttin werden Luppenfeuer erwähnt. Im Kreise Gleiwitz begegnen sie uns in Ostwalde, Burgfels und Stollenwasser schon im Anfange des 15. Jahrhunderts, wie der Kreis damals überhaupt recht reich an solchen Werken war. Es sind noch zu nennen die Namen Langendorf, Kieferstädtel, Trachhammer, Quarzhammer usw. In der Herrschaft Ehrenforst gab es 1596 einen Eisenhammer bei Blechhammer an der Klodnitz im Kreise Cosel. Um diese Zeit entstand auch das Dorf Rattowitz in der Nähe eines Eisenhammers. Am längsten hat sich das Luppenfeuer von Horneck gehalten, das von den Grafen Colonna 1530 errichtet wurde. Es bestand noch um 1900.

Später ging man auch in Oberschlesien, ohne die alte Methode aufzugeben, zu einem andern Verfahren über. Aus den Rennfeuern wurden die Stücköfen, in denen auch schwerer schmelzbare, unreinere Erze verarbeitet werden konnten. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts fand man einen neuen Weg. Man erzeugte schmiedbares Eisen über das Roheisen, das in Holzkohlenhochöfen hergestellt wurde. Der erste Holzkohlenhochofen entstand 1709 wiederum mitten im Walde, in Alt-hammer bei Gleiwitz. Ein zweiter folgte ihm nur wenig später, 1718, in Halemba bei Gleiwitz. Das schmiedbare Eisen wurde aus dem Roheisen durch eine Reinigung des Eisens durch oxydierendes Schmelzen, das sog. Frischen, in den in großer Zahl entstehenden Frischfeuern erzeugt und durch Hämmern von Hand oder mit Wasserkraft zu Stabeisen verwandelt. In Blechhammer errichtete Fürst Hohenlohe-Dehringen durch kaiserliches Privileg ein Eisenwerk, das 1797 so gut beschäftigt war, daß nicht alle Aufträge ausgeführt werden konnten.

In dieser Zeit machte sich in Oberschlesien ein Geschlecht ansässig, auf dessen Vorarbeiten sich später ein wichtiger Teil der heute so hoch entwickelten Eisenindustrie aufbauen sollte. 1615 verkaufte Kaiser Matthias an den Freiherrn Georgen von Rhedern Herrschaft und Kammergut Groß Strehlitz. Damals dürften im dortigen Bezirk noch keine oder nur unbedeutende Eisenhämmer bestanden haben. 1651 übernahmen die Grafen Colonna die Herrschaft, die sich schon lange vorher in Oberschlesien gewerblich betätigt haben sollen. Neben ihren Luppenfeuern in Horneck und Ruttin errichteten sie Luppenfeuer und Eisenhämmer in Wessolla und Wüstenrode um 1660 und in Werder um 1687.

Die ober-schlesische Eisengewinnung hatte aber im Rahmen der übrigen bis dahin bestehenden „industriellen“ Betätigung nur geringe Bedeutung. Ueberhaupt zeigten

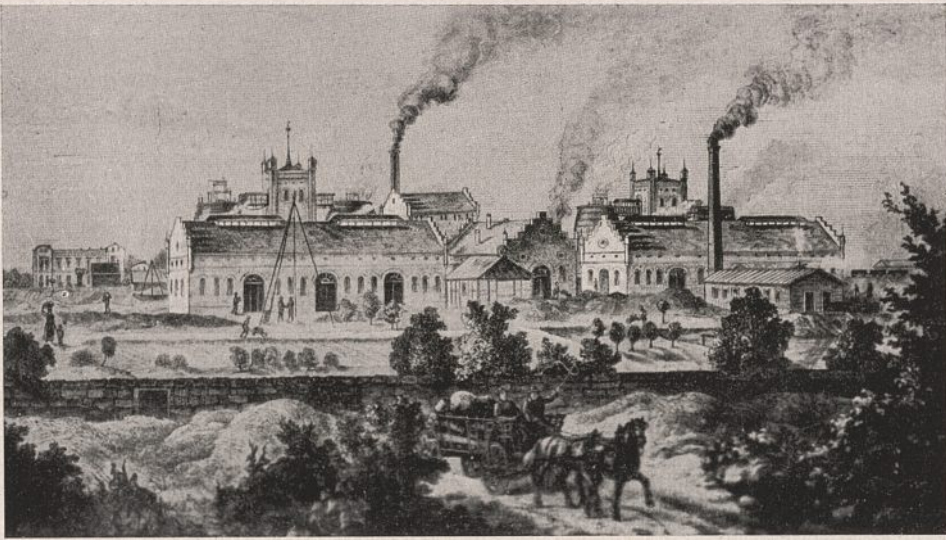
die Habsburger wenig Interesse für Schlesien. 1741 klagt ein schlesischer Bericht darüber, daß unter der kaiserlichen Regierung mit den unterirdischen Reichtümern Schlesiens in unverantwortlicher Weise umgegangen worden sei. Gegen alle Klagen sei die Kammer taub gewesen, „weil die Räte vom Bergwesen so viel Verstand gehabt hätten wie ein Frosch Federn“. In einem anderen Klageruf heißt es: „Wenn nur zwei bis drei des Bergbaus und der dazu gehörigen Sachen kundige und ehrliche Leute im Lande vorhanden wären, so den Bauustigen mit treuem Räte unter die Arme griffen, dürften viele Leute zum Bergbau animieret und dem Lande großer Nutzen bewirkt werden.“ Erst mit dem Uebergang Schlesiens an Preußen sollte sich hier wie überall das Bild von Grund auf wandeln.

Friedrich der Große begründet Oberschlesiens Industrie

Das Hüttenwert Malapane entsteht

Im Jahre 1740 starb Kaiser Karl VI. Seine Nachfolge trat seine Tochter Maria Theresia an. Jetzt machte Friedrich II. Erbansprüche auf Schlesien geltend, fand aber bei der Kaiserin wenig Gegenliebe. Da entschloß er sich, auf eigene Faust zu handeln und rückte am 16. Dezember 1740 in Schlesien ein. Dieser Entschluß sollte für die fernere Entwicklung Schlesiens von höchster Bedeutung werden. Es vergingen aber noch mehr als zwei Jahrzehnte, bis Friedrich das neugewonnene Land endgültig gesichert hatte. Nach dem Friedensschluß von 1742 kam es bald zum Zweiten Schlesischen Kriege 1744/45, und die danach einsetzende Aufbauarbeit wurde noch einmal durch den Siebenjährigen Krieg von 1756 bis 1763 unterbrochen. Auch Oberschlesien war durch die langjährigen Kriegshandlungen schwer betroffen worden. Viele Städte und Dörfer waren verwüstet. In Ratibor allein zählte man 62 wüste Stellen, in Beuthen 35, in Gleiwitz 30, in Tarnowitz 39. Friedrich der Große wandte aber in Zukunft dem Lande seine ganze Fürsorge zu. Was er verwaltungsmäßig zur Erschließung Schlesiens tat, können wir in diesem Zusammenhange unberücksichtigt lassen. Auch daß er daran ging, dem vor allem in Oberschlesien durch uralte Mißbräuche schwer daniederliegenden und in der Erbuntertänigkeit schmachtenden Bauernstande voranzuhelfen, sei nur am Rande vermerkt. Uns interessiert vor allem, mit welcher Energie er die industrielle Wohlfahrt Oberschlesiens unter der Mitwirkung so hervorragender Männer wie Graf Heinich und Graf Reden förderte.

Als Friedrich der Große mit der Besitznahme Schlesiens begann, gab es in Oberschlesien 12 Hochofen, 28 Frischfeuer, 34 Luppenfeuer und 27 Eisenhämmer. Unter den Besitzern von Luppenfeuern, Holzkohlenhochofen und Frischhütten finden wir die Grafen Posadowsky, Gaschin, Trenczin, Hoym, Verdugo, Büdler, Kottulinsky, Sobek, Wengersky und Reichenbach, die Barone Steschow und Goczalkowski, die damaligen Herren von Behner, von Löwencron, von Jänisch, von Garnier, von Strachwitz und von Schulzendorf, den Herzog von Württemberg-Deis, den General von Bornstedt und den Generalmajor von Saß. Die damalige ober-schlesische Industrie befand sich also ausschließlich in den Händen der Adligen.



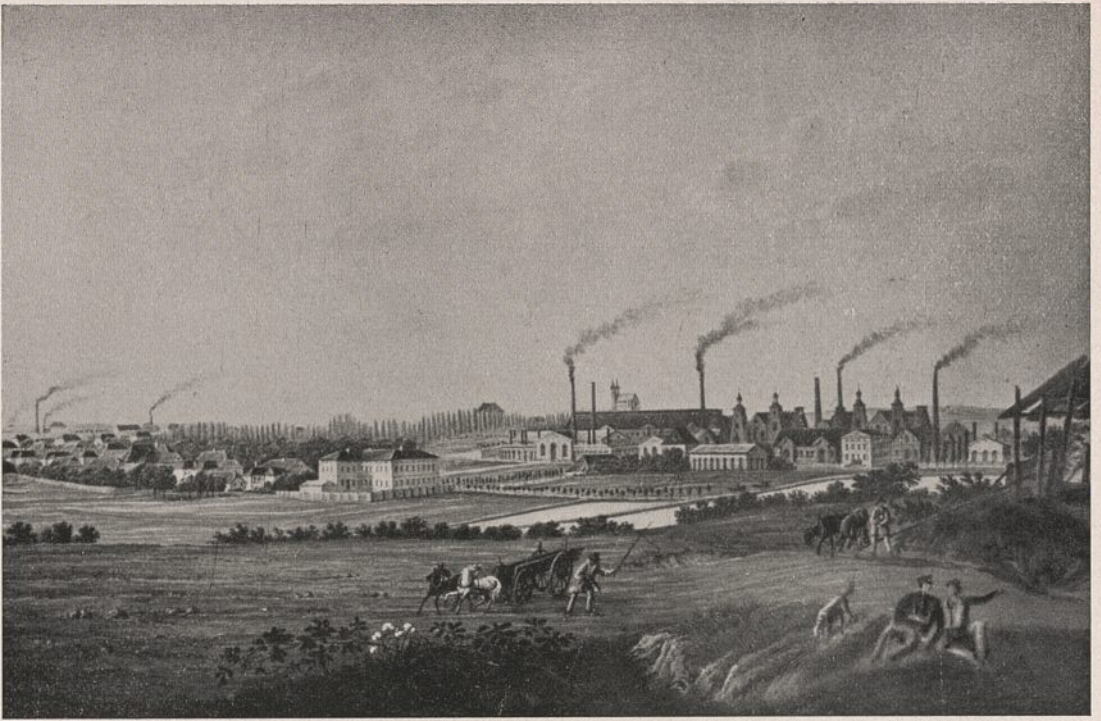
Eisenhütte bei Tarnowitz um 1860/70



Teil der Königl. Eisengießerei Gleiwitz um 1800



Die Friedrichsgrube bei Tarnowitz 1784



Gesamtansicht der Königshütte vor 100 Jahren



Die Mariahütte bei Orzeszche

Der Eisenerzbergbau des Grafen Händel von Donnersmark lieferte um die Mitte des Jahrhunderts Erze nicht nur an die eigenen Hütten in Halemba, Brzegowiz, Boruschowiz, Przelaita und Koschlowiz, sondern auch nach Grunzruh, Brückenort, Zielislawiz, Wüstenrode, Posmirk, Schakanau, Kressengrund, Czerwionka, Zalenze, Zabrze, Laband, Koschentin, Sausenberg, Brunnek, Koschmieder, Kuda, Flössingen, Kutschau und Mietkau.

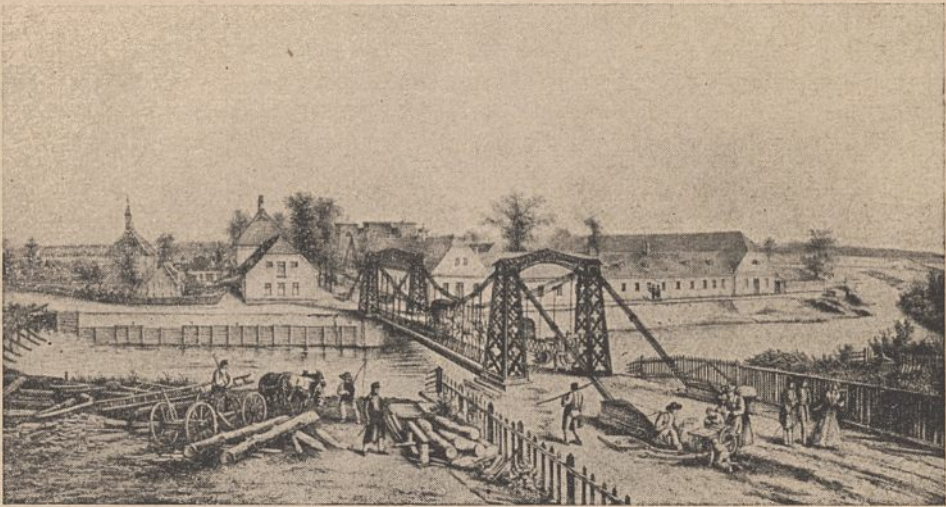
Friedrich dachte zunächst daran, in den unermesslichen Wäldern des östlichen Oberschlesien eine Holzwarenindustrie ins Leben zu rufen. Aber er erkannte sehr rasch die ungleich größeren Möglichkeiten für eine Ausgestaltung der Eisenindustrie. Schon 1754, also noch vor Ausbruch des Siebenjährigen Krieges, gründete er an einer vielarmigen Verzweigung der Malapane durch den Oberforstmeister Rhedanz eine Hochofenanlage mit zwei Holzkohlenhochofen und Frischfeuern, im Jahre darauf die Kreuzburger Hütte mit einem Holzkohlenhochofen und einer Gießerei und 1756 weitere Werke in Schönhorst und Jedlitz mit Frischfeuern und Eisenhämmern. Jedlitz hatte außerdem noch zehn Drahtzüge, davon sechs mit Wasserantrieb und vier, auf denen der Draht mit der Hand gezogen wurde. Die Tarnowitzer Brauneisenerze waren aber durch die weite Anfuhr über Land zu teuer. Glücklicherweise fand man bei Tarnau und Groß Stein im Groß Strehlitzer Kreise milde Brauneisenerze und in den Kreisen Kreuzburg und Rosenberg vorzügliche Toneisenerze, die ein ausgezeichnetes Rohmaterial für Stabeisen abgaben.

Schon in den Jahren 1754 bis 1763 lieferte Malapane, wo in dieser Zeit die Munitions- und Gewehrfabrikation stark betrieben wurde, etwa 2000 Tonnen geschliffene Kanonenkugeln, Granaten (Bomben) und Kartättschenkugeln, für damalige Verhältnisse eine immerhin gewaltige Menge. Auch in den weiteren Jahren wurden 4—5000 Zentner jährlich bestellt. 1786 war die Menge auf 10 222 Zentner gestiegen. Auch die Kreuzburger Hütte erzeugte jährlich 4—10 000 Zentner, vor allem 24- bis 50pfündige Bomben, Kartättschenkugeln, „Spiegelgranaten“ und „Handgranaten“. Man befaßte sich auch bereits mit Exportgeschäften und unterhandelte 1778 mit Rußland wegen einer jährlichen Lieferung von 10—12 000 Zentnern. Das Malapaner Werk muß durchaus gewinnbringend gewesen sein, denn schon 1780 wurden 10 000 Taler des dortigen Kassenbestandes zum Palisadenbau für die schlesischen Festungen bereitgestellt.

Die Malapaner Hütte hatte einen so vorzüglichen Ruf im Lande, daß verschiedene Privathütten ihre Meister in Malapane ausbilden ließen. 1783 wurde in Malapane eins der ersten eisernen Geschütze Deutschlands gegossen. Es handelte sich um Zwölfpfünder, Haubitzen und Mörser, die Malapane in Auftrag gegeben wurden, als die in Biez bei Küstrin gegossenen Kanonen bei der Probe zerprangen. Im Jahre 1791 hatte die Malapaner Waffenindustrie eine solche Höhe erreicht, daß sie der englischen als vollkommen gleichwertig an die Seite gestellt werden konnte. Auch in den kommenden Jahrzehnten hat Malapane hervorragende Leistungen aufzuweisen, selbst zu einer Zeit noch, als das Schwergewicht der Eisenindustrie bereits nach dem heutigen Zentralrevier verlagert war.

Bemerkenswert ist aus der ersten Epoche des schlesischen Neubaus, daß auch in Ratibor die Anfänge der heutigen Ratiborer Industrie zu verzeichnen sind. Die Raudener Cisterzienser gründeten, wohl unter dem Einfluß des großen Preußenkönigs, in Ratibor einen Hochofen und mehrere Frischfeuer.

Friedrich der Große erkannte übrigens schon damals die Notwendigkeit, Oberschlesiens Industrie auf eine breitere Basis zu stellen und gab dazu verschiedene Anweisungen. So sollte in Groß Strehlyz eine Strumpf- und Tuchfabrik, bei Werder eine Stahlfabrik, bei Brinikta eine Glashütte angelegt werden. In Gleiwitz wollte er eine Fabrik für Halbbaumwolle und Halbleinen sehen, in Tarnowitz eine Kunstschreinerei. Myslowitz legte er nahe, die Hutmacherei auszubauen und neue Meister heranzuziehen. Schließlich wollte er in Oberschlesien eine Spielwarenindustrie nach Nürnberger Art begründen, die nach seiner Meinung gute Absatzgebiete gehabt hätte. Leider sind die weitschauenden Pläne Friedrichs zum größten Teil deshalb nicht verwirklicht worden, weil sich in Oberschlesien bei der Struktur der Bevölkerung keine Fabrikanten fanden und auswärtige sich nicht zur Niederlassung in dem neuerworbenen Gebiete Preußens entschließen konnten. Bekannt ist die Weigerung der Donauwörther Nähnadelmacher, sich nach Oberschlesien zu begeben und dort eine gleichartige Industrie zu beginnen. So blieb die ober-schlesische



Malapane

Industrie fast bis in unsere Tage hinein beklagenswert einseitig auf die Montanindustrie beschränkt und hatte bei schlechten Konjunkturen keine Ausweichmöglichkeiten. Erst der jüngsten Zeit blieb es vorbehalten, neue Wege zu suchen und zu Planungen überzugehen, die für unser Land noch einmal von großer Bedeutung sein werden.

Das Geburtsjahr des modernen Bergbaus

Als Friedrich der Große von Schlesien Besitz ergriffen hatte, schuf er mit der Schlesienschen Kriegs- und Domänenkammer in Breslau auch die oberste Provinzialbehörde für den Bergbau. Mit Oberschlesien hatte sie allerdings nur wenig Arbeit. Der Tarnowitz-Beuthener Erzbergbau war ein Schatten seiner selbst, der Giesche'sche Galmeibergbau war privilegiert, der Steinkohlenbergbau noch so gut wie unbekannt und nur von einigen Privaten für ihren eigenen Bedarf betrieben. In Tarnowitz

stießen die Versuche zur Zehnterhebung auf Widerstand, erledigten sich aber bald danach, da der dortige Bergbau um 1755 völlig erlag. Um nun ein einheitliches Recht für Schlesien zu schaffen, entsandte der König 1768 eine Immediatkommission zur Untersuchung und Organisation auch des oberschlesischen Bergwesens. Diese fand in Oberschlesien zu Orzegow, Ruda, Radzeow und Kostuchna „mächtige Kohlengruben“. In Stillersfeld und Deutsch Pietar traf sie die Galmeigrüberei der Giesche'schen Erben. Ferner sah sie, ohne sie aus Mangel an Zeit und Geld weiter zu untersuchen, Vitriolerze in Tarnowitz, Blei- und Silbererze in Rudy Pietar und Ueberbleibsel eines starken Bergbaus bei Beuthen.

Auf ihren Bericht hin beauftragte Friedrich den Minister von Carmer mit der Vorbereitung einer allgemeinen Bergordnung für Schlesien, um der Buntschekigkeit der rechtlichen Verhältnisse ein für allemal ein Ende zu bereiten. Schon unter dem 5. Juni 1769 wurde die „Revidierte Bergordnung für das souveräne Herzogtum Schlesien und für die Grafschaft Glatz“ erlassen. Die neue Bergordnung legte die Regalität der Steinkohle erneut fest, überließ dagegen die Eisenerze der freien Verfügung des Grundeigentümers. Die Grundbesitzer erhielten ein Vorbaurecht, das 1790 in ein Mitbaurecht umgewandelt wurde. Jedermann durfte auf fremdem Grunde schürfen, muten und die Verleihung der gefundenen Mineralien beantragen. Jedoch mußte dem Grundbesitzer vor der Verleihung das Mitbaurecht zur Hälfte angeboten werden. Von den 128 Ruzen eines Bergwerks entfielen je 61 auf den Lehnsträger und den Mitbauberechtigten, je zwei mußten für den Grundherrn, für Kirche und Schule und für die Knappschaftskasse gebaut werden. Als Bergwerkssteuer wurde der Zehnte vom Erlöse der abgesetzten Produkte erhoben.

Die wichtigste Bestimmung der Revidierten Bergordnung war die Einführung des Direktionsprinzips. Sobald eine Zechen verliehen und bestätigt war, übernahm die Staatsbehörde den ganzen Betrieb und die Leitung des Bergwerks. Sie regulierte den Bau, stellte die Arbeiter, Steiger und Schichtmeister an, schrieb die zur Bestreitung der Kosten erforderlichen Zubeßen aus und legte den Eigentümern Rechnung. Dieses Direktionsprinzip hatte in der Anlaufszeit der oberschlesischen Bergwirtschaft seine besondere Bedeutung. Der in den Kinderstuben steckende Bergbau wurde in einheitliche Bahnen gelenkt, man konnte Unrentabilität und Leerlauf ausschalten und große Betriebserfahrungen sammeln. Später freilich verlor das Direktionsprinzip seinen Wert und erwies sich, als der Bergbau in stürmische Entwicklung geriet, als ein gefährlicher Hemmschuh, der dann auch beseitigt wurde.

Friedrich beschränkte sich nicht auf den Erlaß der Bergordnung allein. Bald darauf erließ er eine „Instruktion wegen Errichtung und Führung der Knappschaftskasse“ und erteilte ein „Generalprivilegium für die Bergleute im Herzogtum Schlesien und in der Grafschaft Glatz“ vom 3. Dezember 1769. Es bestätigte oder verlieh den Berg- und Hüttenleuten Freizügigkeit, Befreiung vom Militärdienst, von Erbuntertänigkeit und persönlichen kommunalen Lasten, ein forum privilegiatum in Bergwerksachen beim Oberbergamt, freies Schürfrecht, Krankenlohn, freien Abzug, Zehrpfennige für die Wanderung und Aufnahme ins Knappschaftsinstitut. Erst nachdem sie vor der Bergbehörde den Treue- und Gehorsamseid abgelegt hatten, durften sie sich Berg- und Hüttenleute nennen und die verliehenen Vorrechte in Anspruch nehmen.

Die ganze Neuordnung des schlesischen Bergrechts zeigt uns, wie sehr Friedrich der Große nicht nur auf die wirtschaftliche Entwicklung an sich bedacht war, sondern wie er auch eine großzügige Sozialpolitik trieb, die den Lebensstand der Berg- und Hüttenleute sicherstellte. Der Bergmannsstand war damals in höchstem Ansehen, das leider bei der späteren Entwicklung des Bergbaus zum Massenbetrieb eine Zeitlang verloren ging oder wenigstens seinen Glanz einbüßte, bis die Maßnahmen der letzten Jahre den Bergmann wieder auf den Platz stellten, auf den er kraft seiner Leistung für das Volksganze gehört.

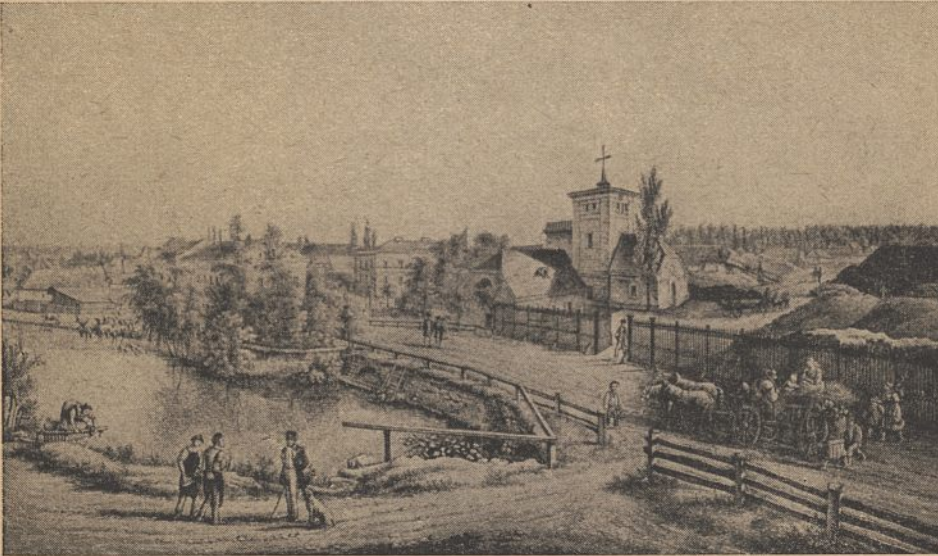
Das Tarnowitzer Bergamt, das für den Blei- und Silbererzbergbau errichtet worden war und den Grafen Henckel als Grundherren unterstand, war zur österreichischen Zeit unabhängig von der Kaiserlichen Kammer in Breslau. In der preußischen Zeit traten an deren Stelle die Kriegs- und Domänenkammern in Breslau und Glogau. Breslau wurden auch die Hüttenämter in Malapane, Schönhorst, Jedliße und Kreuzburger Hütte unterstellt. Gegen das Verbot an das Tarnowitzer Bergamt, weitere Mutungen anzunehmen und Belehungen zu erteilen, wehrte sich Graf Henckel zunächst, verzichtete aber 1779 auf sein eigenes Bergamt. Für Schlesien war in Reichenstein 1769 ein Oberbergamt errichtet worden, daß 1778 nach Reichenbach, im nächsten Jahre nach Breslau überstiedelte, dann längere Zeit in Brieg war und schließlich endgültig nach Breslau verlegt wurde. Ihm waren inzwischen auch die Hüttenämter in Rybnik, Ratiborhammer und Bodland unterstellt worden. 1779 erhielt Oberschlesien in Tarnowitz eine eigene Bergbaudeputation, die 1793 wieder die Bezeichnung Bergamt bekam, während die Hüttenämter dem Oberbergamt unterstellt blieben. Als später die Hüttenämter Friedrichshütte, Gleiwitz und Königshütte entstanden, hatten sie gleichfalls nichts mit Tarnowitz zu tun. Lediglich Friedrichshütte wurde 1801 mit dem Tarnowitzer Bergamt zum Oberschlesischen Berg- und Hüttenamt vereinigt. Von den Privathütten wurden die dem Bergamt unterstellt, die mit bergbaubehördlich beaufichtigten Bergbetrieben verbunden waren.

Oberschlesien — das Land der Bergbauprivilegien

Oberschlesien ist in seinem industriellen Teile seit altersher ein merkwürdiges Land. Seit Jahrhunderten gehört fast der ganze Grund und Boden einigen wenigen adligen Familien. Diese Tatsache mag unvorteilhaft für Oberschlesien gewesen sein, solange das Volk dadurch in sklavischer Erbuntertänigkeit gehalten wurde und, besitzlos, keine Möglichkeit eines Aufstieges vor sich sah. Sie wandelte sich zum Segen, als die Grundherren die Aufgaben der Zeit erkannten und alle verfügbaren Mittel und Kräfte für die Industrialisierung Oberschlesiens bereitstellten. Sie haben gewiß ihren eigenen Vorteil dabei gehabt. Aber ohne die Zusammenhaltung des Besitzes in wenigen, aber leistungsfähigen Händen wäre damals der Umwandlungsprozeß in der Struktur Oberschlesiens wahrscheinlich nicht so reibungslos verlaufen wie es tatsächlich geschehen ist.

Einige der in Oberschlesien ansässigen Familien haben es schon sehr zeitig verstanden, sich gewisse Vorrechte zu sichern. Das bedeutendste Privileg ist das mit dem Fürstentum Pleß verbundene. Pleß wurde 1478 durch Wladislaus II., König von Böhmen und Ungarn, errichtet und dem Herzog Heinrich zu Münsterberg mit allen „Zugehörungen ob und unter der Erden“ sowie dem Rechte, mit der Herrschaft nach Belieben zu verfahren, zum Erblehen gegeben. Schon 1484 wurde

Herzog Kasimir von Teschen Besiznachfolger, der das Fürstentum 1517 für 40 000 ungarische Goldgulden an den Freiherrn Alexis Thurzo von Bethlenfalva verkaufte. Im Jahre 1536 erfolgte eine Teilung des Fürstentums, indem des Alexis Bruder Johann Kasimir die Herrschaft Myslowitz mit ihrer ganzen Umgebung, darunter auch das Dorf Bogutschütz mit dem Hammer, aus dem später Kattowitz entstand, an Stanislaus Salomon von Benediktowicz verkaufte. Die Rats Herrschaft Pleß wurde 1546 an den Breslauer Bischof Balthazar von Promnitz abgetreten. 1756 trat die Nachfolge in Pleß Fürst Friedrich Erdmann von Anhalt-Cöthen an, dessen Mutter eine Promnitz gewesen war. Dieser beanspruchte auf Grund des erneuerten Lehnbriefes von 1746 und der Rudolphinischen Bergordnung das Bergregal und die Abgabefreiheit. Ein Befehl des Königs vom 22. Dezember 1769 sprach ihm auch ein ausschließliches Recht zu, „daß kein anderer, solange die Standesherrschaft die Nutzung darauf (auf den Bergbau) selbst gebrauchen will, die Mutung daselbst einlege und Verleihung hierüber erteilt



Kreuzburger Hütte

werde“. Nach einem Prozeß wegen der Abgaben kam es 1787 zu einem Gnadenakt des Königs Friedrich Wilhelm II., wonach der Fürst und seine Nachkommen in Ansehung der Steinkohlen von Zehnt, Quatember und Rezeßgeldern befreit wurden. Endlich erhielten die Freien Standesherrn zu Pleß durch Rezeß vom 4./26. März 1824 das Recht, innerhalb der geographischen Grenzen der Standesherrschaft auf den zu dem Fideikommiß und dem Allodium gehörenden sowie auf den mit keinem Dominialrecht beliehenen städtischen, bürgerlichen und bäuerlichen Gütern zu schürfen, Gruben aufzumachen und Hütten anzulegen, ohne daß es dazu einer besonderen Mutung, Belehnung oder Vermessung bedarf.

Die abgezweigte Herrschaft Myslowitz-Kattowitz erhob später gleichfalls den Anspruch auf bergbauliche Privilegien, die ihr um die Mitte des 19. Jahrhunderts durch richterlichen Entscheid zuerkannt wurden.

Ein weiteres und schon besonders früh zur Geltung gekommenes Bergbauprivilegium ist das der Standesherrschaft Beuthen-Tarnowitz. Durch Erbteilung war sie 1671 in die Fideikommissionen Tarnowitz-Neudeck und Beuthen-Siemianowitz zerlegt worden, aber als Standesherrschaft bestehen geblieben. Das den Besitzern von Beuthen im Jahre 1528 verliehene Recht der neunten Mülde übte nun die Tarnowitzer Linie aus und erhielt es auch 1780 gegen den Einspruch Friedrichs des Großen zuerkannt. 1782 kam es zu einem Vergleich, wonach Graf Erdmann Gustav Hensel gegen Einräumung des halben landesherrlichen Zehnten auf das Müldenrecht verzichtete. Dieser Zehntanteil sollte in der ganzen Standesherrschaft Beuthen-Tarnowitz erhoben werden. Ferner verzichtete der Graf auf das Markgeld von den vom Fiskus auf eigene Rechnung betriebenen Bauen, während der Fiskus auf Rezeß- und Quatembergeld von den gräflichen Gütern sowie auf das Blei- und Silbervorkaufsrecht Verzicht leistete. Der später von der Neudecker Linie erhobene Anspruch auf das Bergregal wurde abgelehnt. Jedoch wurde ein Vorbaurecht auf Galmei und Befreiung von den Abgaben für diesen Bergbau eingeräumt. Dieses Recht wurde innerhalb des Fideikommisses Beuthen gemeinsam mit Beuthen ausgeübt. Später wurde entschieden, daß die Rustikalländereien dem Privileg nicht unterliegen.

Die erste Steinkohle wird verliehen

Im Berichte der Immediatkommission war zum ersten Male von der Steinkohle Oberschlesiens die Rede. Die ersten Anfänge des oberschlesischen Steinkohlenbergbaus sind vermutlich in Ruda zu suchen. Schon „seit unvordenklichen Zeiten“ soll Freiherr von Stechow hier nach Steinkohle gegraben haben. Der Bergbau wurde einfach und primitiv betrieben, da die oberen Flöze unbedeckt zu Tage traten. Die Ausbeute war gering, nur wenige Bergleute wurden beschäftigt. Der Ausdruck der Immediatkommission von den „mächtigen Kohlengruben“ war reichlich übertrieben. Die Lieferungen aus Ruda gingen nach Tarnowitz und Ratibor. Auch als die Steinkohle 1756 für regal- und zehntpflichtig erklärt wurde, kümmerte sich in Oberschlesien niemand darum.

Erst 1770 wurde vom Freiherrn von Stechow die formelle Mutung für die Rudaer Grube eingelegt und ihm die Belehnung dieser ältesten oberschlesischen Steinkohlengrube erteilt. Sie wurde nach der märkischen Heimat der Freiherrn von Stechow Brandenburggrube genannt. Die Verleihungsurkunde der Brandenburggrube, sozusagen der Patenbrief einer mächtigen Industrie, hat in der geschraubten Ausdrucksweise der damaligen Zeit folgenden Wortlaut:

Nach dem auf Seiner Königl. Majestät in Preußen, Unseres allergnädigsten Herrn Berg-Freyes, der Freyherr Franz Carl von Stechow zu Plawniowicz in Oberschlesien bey dem Königl. Ober-Bergamte des souverainen Herzogthum Schlesien und der Graffschaft Glatz, sub dato den 20 ten August a. pres. den 12 ten September c. a. eine Muthung auf den am Zababer Berge, im Gerichte Ruda befindlichen und erschürften, Brandenburg benannten Stein-Kohlen-Gang, und zwar auf eine Fund-Grube und zwanzig Maassen, nebst dem Stollen und Wasser-Fälle eingelegte, und um die Belehnung und demnächst vorzunehmende Vermessung Ansuchung gethan, das Königl. Ober-Berg-Amt aber zuförderst wegen der darauf zu ertheilen nachgesuchten Verleyh- und Bestättigung, unterm 3 ten October a. c. zur allergnädigsten Approbation an Seiner Königl. Majestät

Berg-Werks- und Hütten Departement Eines Hohen General Ober Finanz-Krieges- und Domainen Directorii allerunterthänigsten Bericht erstattet, und dann hierauf die Ausfertigung der mehrgedachten Belehnung, vermittelt allerhöchsten Rescripti vom 19 ten October allergnädigst genehmiget wurden; Als wird die eingangs gedachte Muthung hiermit nicht nur bestätigt, sondern auch dem Freyherrn Frank Carl von Stechow auf den gemutheten am Jababer Berge im Gericht Kuda befindlichen und erschürften, Brandenburg benannten Stein-Kohlen-Gang und zwar auf eine Fund-Grube und zwanzig Maassen nebst dem benötigten Stollen und Wasserfälle, nach Maassgabe der, für das Souveraine Herzogthum Schlesien und die Grasschaft Glaz, sub dato, Berlin den 5 ten Junii a pr. emanirten Königl. neuen Berg-Ordnung, Cap. V. § 1 gegenwärtige Verlehn- und Bestätigung dergestalt und also, daß gedachter Freyherr von Stechow, so lange der Inhalt der eben genannten Königl. Berg-Ordnung überall befolget und denen Anordnungen des von Seiner Königl. Majestät allergnädigst bestellten Schlesiſchen Ober-Berg-Amtes gehörige Folge geleistet wird, gegen jedermänniglich berg-rechtlich geschühlet werden soll, übrigens aber auf dem jezo, hierdurch und in Kraft dieses, verliehenen und bestätigten Stein-Kohlen-Werk ein ordentlicher bergmännischer Bau vorgerichtet, und, so viel möglich das tiefste gestreckt werden muß, auch obiges Feld gehörig vermessen werde, ertheilet. Urkundlich ist dieser Verlehn- und Bestätigung, als welche sich in dem, nach Vorschrift der neuen Bergordnung Cap. VI § 3 allhier gehalten werdenden Muth-Verlehn- und Bestätigungs-Buch pro 1769/70 sub pag: 84.85.86.87. benebst der eingelegten Muthung eingetragen findet, und welche gegenwärtige Anmerkung statt der, nach dem Inhalte der oft beregten Berg-Ordnung Cap. V Fin. § 1. dem Aufnehmer oder Lehenträger deshalb zu ertheilenden beglaubten Abschrift anzusehen ist, das größere Ober-Berg-Amtes-Siegel beygedrucket und mit der gewöhnlichen Unterschrift versehen worden. So geschehen und gegeben im Königl. Ober-Berg-Amte zu

Reichenstein den 1 ten November 1770.

(L. S.)

Königl. Preuß. Ober-Berg-Amt des souv. Herzogthums Schlesien und der Gr. Glaz
Melde Elster Schiefer

Als Carl Franz Freiherr von Stechow 1798 ohne männliche Leibeserben starb, kamen die Brandenburggrube wie auch die 1788 erworbene Maximilianegrube durch Erbfolge in den Besitz des damals in Ratibor lebenden preußischen Majors von der Armee Carl Franz Graf von Ballestrem, eines Neffen des verstorbenen Freiherrn von Stechow. Dessen Vater Johann Baptist Graf Ballestrem di Castellengo hatte, obwohl italienischer Abstammung, im Heere Friedrichs des Großen gedient und war 1756 in der Schlacht bei Prag als Major im Graf Wartenberg'schen Husarenregiment den Heldentod gestorben. 1798 also tritt zum ersten Male der Name Ballestrem in die Geschichte der oberschlesiſchen Industrie ein, der einer der größten bis in unsere Tage geblieben ist.

Ebenfalls ältesten Datums ist die Emanuelslegen-Grube der Standesherrschaft Pleß, die nachweislich schon vor 1768 bestanden hat und sich auf dem südlich des Haupttattels Hindenburg—Myslowitz bestehenden Flözvorkommen bewegt. Dann ist hier noch die König-David-Gräberei auf Orzegower Gelände zu erwähnen.

Reden kommt nach Oberschlesien

Die ersten Impulse für den Aufschwung der oberschlesischen Wirtschaft waren von einem Hohenzollern ausgegangen. Dem Hohenzollern Friedrich sollte es vorbehalten bleiben, eine Entwicklung des Landes anzubahnen, wie sie wohl selbst der König damals noch nicht übersehen konnte. Er fand aber auch treue Helfer bei seinen Bemühungen, vor allem in seinem Bergbauminister Freiherrn Anton von Heiniz und dessen Neffen, Freiherrn Friedrich Wilhelm von Reden.

1779 erfolgte eine neue Bereisung Schlesiens, an der auch Heiniz und Reden teilnahmen. Beide haben sich sehr sorgfältig im Lande umgesehen und bald ihre Vorschläge gemacht. Sie erkannten, welche ungeheuren unterirdischen Schätze im oberschlesischen Boden schlummerten und gingen sogleich auch nach des Königs Willen tatenfröh an die Arbeit. Anton Heiniz, am 14. Mai 1725 in Dröschlau, Kreis Torgau, in Kursachsen geboren und wegen seiner hervorragenden Leistungen in preußische Dienste genommen, war dabei der Besonnenere. Er fand nach seiner ersten Reise nach Schlesien gute Worte für die Oberschlesier: „Ich habe viele Industrie und Betriebsamkeit unter den Einwohnern dieser Provinz und außerdem auch vielen guten Willen bemerkt, eine und andere nützliche Verbesserungen anzunehmen.“ Reden war der Stürmischere. Seine Wiege stand in Hameln, wo er am 23. März 1752 geboren wurde. Er wurde auf Empfehlung von Heiniz, der ihn weniger deshalb förderte, weil er sein Neffe war, sondern darum, weil er seine hervorragenden Anlagen erkannt hatte, ebenfalls von Friedrich dem Großen übernommen.

Im Anschluß an seine Schlesienreise wurde Friedrich Wilhelm von Reden am 21. Oktober 1779 als Siebenundzwanzigjähriger zum Direktor des schlesischen Oberbergamtes ernannt. Reden steckte voller Pläne und war von einem ungeheuren Tatendurst befeelt, der ihn trotz seiner schwächlichen Gesundheit alle Schwierigkeiten überwinden ließ. Zwar stellte Friedrich der Große erhebliche Summen zur Hebung von Gewerbe und Industrie zur Verfügung, aber den Bergbau wollte er privaten Kräften überlassen. Ebenso war Heiniz wenig geneigt, die Bemühungen Redens zu fördern, der immer für Staatsbetriebe eintrat. Reden sah aber deutlich, daß die private Initiative nur durch das gute Beispiel des Staates geweckt werden würde und bohrte unablässig, um seine Ansichten durchzusetzen. Ununterbrochen war er auf Reisen, um den Reichtum des Gebietes zu erforschen und seine Pläne aufzustellen. Sein Lieblingsplan war die Wiederbelebung des Larnowitzer Bergbaus. Larnowitz wurde, wie Gräfin Reden einmal sagte, zu seiner „Puppe“, von der er nicht abließ. Er hatte aber schließlich die Freude, seine Bemühungen von Erfolg gekrönt zu sehen.

Am 7. September 1783 erließ Friedrich der Große eine Kabinettsorder, die die Wiederaufnahme des Bergbaus bei Larnowitz anordnete. Er entsandte auch sogleich aus Sachsen und dem Mansfeldischen erfahrene Bergleute dahin, da es in Oberschlesien nach dem langen Darniederliegen daran mangelte. Schon im Winter waren sechs Steiger, 36 Häuer und 20 bis 30 Förderleute am Schaffen. Die Arbeiten gingen aber nur langsam vorwärts, da sie immer wieder durch den gefährlichen Schwimmsand behindert wurden. Doch Reden blieb unermüdet. Endlich, am 16. Juli 1784, wenige Tage vor Ablauf der ihm gesetzten Frist für die Versuchsarbeiten, brachte der Steiger Zinde Reden in einer Mulde einen

Klumpen Silber entgegen, der soeben gefunden worden war. Ganz Tarnowitz war eitel Wonne und feierte von da ab den 16. Juli durch ein besonderes Fest.

Der große Fund gab den Anstoß zur Begründung einer Grube südlich von Tarnowitz, die zunächst ohne Namen geführt wurde, dann eine kurze Zeit „Friedrich Wilhelm“ hieß und schließlich 1786 auf königliche Anordnung „Friedrichsgrube“ genannt wurde. Die Tarnowitzer Bergbaudeputation legte Mutung ein, und am 9. Dezember 1786 verlieh das Kgl. Berg- und Hüttendepartement die Gewinnung von Blei- und Silbererzen entgegen dem üblichen Brauch nicht in einem begrenzten Grubenfelde, sondern es reservierte ein Feld unbestimmter Größe, in dem anderen jede Verleihung versagt werden dürfe. Tatsächlich wurde eine Begrenzung des Grubenfeldes erst ein halbes Jahrhundert später, am 20. Oktober 1837, endgültig durchgeführt.

Friedrich der Große hatte Heiniz wiederholt angewiesen, mit dem Schmelzen der auf der Friedrichsgrube gewonnenen Blei- und Silbererze möglichst bald zu beginnen. So entstand 1786 die Friedrichshütte nördlich der Stadt im Tale der Stola. Die Erze wurden in den ersten Jahrzehnten im Schachtofen verschmolzen. Erst 1862 führte man neue Methoden ein.

Die erste Dampfmaschine des Kontinents

Der neue Tarnowitzer Bergbau ließ sich sehr gut an und versprach auch reiche Erträge. Starke Wassereintrüche störten aber immer wieder das Werk und machten Keden großen Kummer. Zwar wurden drei Rößkünste zu ihrer Bewältigung eingerichtet, aber auch sie vermochten auf die Dauer keine Abhilfe zu schaffen, so daß das so schön in Gang gebrachte Unternehmen fast zum Erliegen zu kommen drohte. Schon 1785 stellte Heiniz darum seinem gerade auf schwerem Krankenlager liegenden Kessen die Anschaffung einer „Feuermaschine“ in Aussicht, die alle Wasserhaltungsschwierigkeiten beheben sollte. Bis zur Erfüllung des Versprechens verging aber noch einige Zeit. Inzwischen nahm Keden die Wiederherstellung des alten Gotthelf-Erbstollens in Angriff, der aber erst nach 20 Jahren, 1806, vollendet werden sollte.

Kurz vor seinem Tode bewilligte Friedrich der Große endlich die lange beantragten Mittel zur Beschaffung von zwei Feuermaschinen, von denen eine für Oberschlesien bestimmt war. Die aus England stammende Maschine wurde auf dem Wasserwege nach Oppeln und von da auf dem Landwege nach Tarnowitz gebracht. Keden strahlte, als das neue Wunderwerk zur Aufstellung gelangt war und schön und ruhig arbeitete, zumal es in Tarnowitz in seinem Gang noch verbessert wurde. Bald kam auch König Friedrich Wilhelm II. nach Tarnowitz zu Besuch, während sein großer Vorgänger nur einmal 1779 Malapane und Jedlitz besucht hatte, wo er seine bekannte Aeußerung tat, er verstehe von diesen Dingen zwar nichts, aber es sei alles gut. Der zweite Feuermaschinenschacht, den Keden nach dem Erfolge der ersten Maschine gebaut hatte, erhielt vom Könige den Namen „Friedrich Wilhelm“.

Von einer längeren Reise nach England und Frankreich brachte Keden zahlreiche Anregungen mit. Aber als er zurückkehrte, lagen aus Tarnowitz bedrohliche Nachrichten vor. Die Entwässerung des Friedrichsgruben-Feldes war wieder stark gefährdet. Eine Mauerung war durchgebrochen, das Stollwerk im schwimmenden

Gebirge versunken, überall, wo man ansetzte, um die Wasser zu vertreiben, kam neues Wasser. Redens Tatkraft mußte sich von neuem bewähren, um sein Werk zu retten.

Die Feuermaschine der Friedrichsgrube war die Sensation ihrer Zeit. Noch vor der gleichaltrigen bei Hettstedt im Mansfeldischen arbeitenden bestellt, war sie tatsächlich die erste des Kontinents. Von nah und fern kamen Fachleute nach Tarnowitz, um sie in Betrieb zu sehen und ihre Wirkungskraft kennen zu lernen. Unter den Besuchern befand sich 1790 auch Goethe. Wegen der damaligen Verwicklungen in der Türkei bestand drohende Kriegsgefahr zwischen Oesterreich und Preußen, und Herzog Karl August von Weimar war nach Schlesien gekommen, wo er als preußischer General den Befehl über eine Brigade übernahm. Goethe folgte ihm nach. In Breslau lernten sich der Dichtersfürst und Reden kennen und fanden Gefallen aneinander. Da Goethe damals in Ilmenau in Thüringen die Wiederaufnahme des Bergbaus eingeleitet, aber ebenfalls große Wasserschwierigkeiten hatte, nahmen der Herzog und Goethe die Einladung gern an, in Tarnowitz die Maßnahmen zur Bewältigung der Wasser mit Hilfe der Feuermaschine zu besichtigen. Am 4. September 1790 trafen die hohen Gäste in Tarnowitz ein, wo sie den Betrieb mit regem Interesse ansahen. Nach seiner Abreise schrieb Goethe das in das Fremdenbuch eingeklebte Epigramm, das viel verkannt und viel verlästert wurde, über dessen wahre Bedeutung wir uns aber heute nicht mehr zu unterhalten brauchen:

Fern von gebildeten Menschen, am Ende des Reiches, wer hilft euch
Schätze finden und sie glücklich zu bringen ans Licht?
Nur Verstand und Redlichkeit helfen, es führen die beiden
Schlüssel zu jeglichem Schatz, welchen die Erde verwahrt.

Bisher wußte man über die folgenden Tage, die Goethe in Oberschlesien und im benachbarten Polen verbracht hat, keine näheren Einzelheiten. Nach einem offenbar zeitgenössischen Bericht, der erst vor kurzer Zeit bekannt wurde, hat Goethe auch die Brandenburg-Steinkohlengrube in Ruda besucht. In dem fraglichen Bericht heißt es, daß Goethe und der Herzog in den Morgenstunden des 5. September „nach dem nahen Ruda ritten, wo man die erste ober-schlesische Steinkohlengrube, die damals nach langem Brachliegen wieder in Betrieb gesetzte Brandenburggrube und den Davidsschacht besichtigte.“

Nach seiner Rückkehr nach Weimar machte sich Goethe auch bald daran, seine schlesischen Erfahrungen zu verwerten. An einer Stelle sagte er einmal: „Ich habe in Schlesien manches Gute genossen, manches Merkwürdige gesehen, manche interessante Bekanntschaft gemacht.“ Nach Ilmenau aber schrieb Goethe, indem er die ungleich schwereren Wasserjorgen von Tarnowitz gegenüber Ilmenau schilderte, von den Tarnowitzern: „Und hoffen doch!“

Das Hüttenwesen wird belebt.

Redens Erfahrungen verlangten ein immer weiteres Betätigungsfeld. Die Gründung der Friedrichsgrube löste in der Folgezeit eine ganze Reihe neuer Unternehmungen aus oder belebte schon bestehende. Besondere Aufmerksamkeit fand das Hüttenwerk Malapane. Nach den Erfahrungen mit der Tarnowitzer Dampfmaschine machte sich schon 1792 der aus dem Harz nach Oberschlesien ein-

gewanderte Holzhäuser daran, Dampfmaschinen in Oberschlesien selbst zu bauen. Die erste 24 zöllige Dampfmaschine war 1796 fertig und kam in die neu gegründete Gleiwitzer Hütte. 1785 hatte man in Malapane mit der Konstruktion von Bohr- und Drehmühlen, den Vorgängern der heutigen Bohrmaschinen und Drehbänke, begonnen. Auch auf den Guß von Brücken richtete sich Malapane ein. Im Jahre 1795 wurde die erste gußeiserne Brücke im Gewicht von 946 Zentnern geliefert, die das Striegauer Wasser bei Laasan überspannte. Schon im folgenden Jahre ging eine Malapaner Brücke nach Berlin. Später, 1827, wurde auch die erste größere Kettenbrücke Preußens hergestellt. Sie blieb im Orte und hängt über der Malapane.

Die Bedeutung von Malapane für die Waffen- und Munitionserzeugung haben wir schon in einem früheren Kapitel betrachtet. Sie sollte später noch ihre besondere Aufgabe zu erfüllen haben. Die Kreuzburger Hütte südwestlich Kreuzburg war in Anlage und Einrichtung ähnlich wie die Malapaner Hütte. Sie besaß einen Holzkohlenhochofen, Frischfeuer, Stabeisenhammer und Nebenbetriebe in Thule, Bodland und Hermannsthal. Der 1761 von den Russen gesprengte Hochofen wurde durch einen Neubau ersetzt, der hauptsächlich der Roheisenherstellung für die Kugelgießerei diente. Die technische Entwicklung der bis dahin bestehenden Hüttenanlagen brachte es mit sich, daß Oberschlesien bereits zum Ende des 18. Jahrhunderts den Vorsprung des englischen und schwedischen Eisens hinsichtlich der Qualität eingeholt hatte. Dabei stand die oberschlesische Eisenindustrie noch vollkommen am Anfang und mußte erst noch die Entwicklung anderer Industriezweige abwarten, bis sie sich zu einer imposanten Höhe erheben konnte.

Zur gleichen Zeit wie die königlichen Hüttenwerke wurden aber auch die in privatem Besitz stehenden Unternehmungen ausgebaut. Viele wurden neu errichtet. Führend ist auch jetzt wieder die Familie des Grafen Colonna. Philipp Colonna, der im Harz und im Siegerlande die dortigen alten Eisenwerke beschäftigt hatte und in ständiger Verbindung mit dem Grafen Reden stand, entschloß sich nach einer Sturmkatastrophe zu einem Neuaufbau des vom Vater übernommenen Unternehmens. Zu den Sandowitzer Holzkohlenhochöfen errichtete er 1780 in der Nähe von Groß Zeidel ein „Hüttenwerk Colonna“ mit einem Holzkohlenhochofen und Frischfeuer, das ein schweres Schicksal durch Wasser- und Erzangel und durch eine Feuersbrunst im Jahre 1801 erlebte. Schließlich wurde aus diesem Unternehmen die Hütte, die in Grafenweiler bis zum Jahre 1926 arbeiten sollte. Schon 1783 legte Philipp Colonna am linken Ufer der Malapane ein Frischfeuer an, dem er den Namen „Kowollowska“ gab. Das Werk wurde um 1800 um vier Frischfeuer erweitert und hatte eine jährliche Stabeisenproduktion von etwa 300 Tonnen. Um eine Wasserverbindung zur Malapane zu erhalten, ließ Colonna einen acht Kilometer langen Kanal von Andreashütte bis Grafenweiler bauen und dem Wassermangel der Malapane durch Schleusen bei Schwirkle und Malepartus abhelfen. Am Malapanekanal entstand 1790 ein nach dem egl. Hütteninspektor Wok benanntes Frischfeuerwerk in Wokwalde.

Zur gleichen Zeit wurden andere, aber für die Gesamtentwicklung weniger bedeutsame Werke an verschiedenen Orten errichtet. Das erzeugte Roheisen wurde größtenteils in den eigenen Frischfeuern und Stabeisenwerken verarbeitet, so daß wir hier erstmals in Oberschlesien ein größeres Unternehmen haben, das vom Rohstoff bis zum Fertigerzeugnis eine Einheit bildet. Die fertigen Produkte ver-

frachtete Colonna nach Breslau, Stettin und Königsberg. 1791 ging sogar eine Ladung Eisen von 53 Tonnen nach England. Als Philipp Colonna starb und sein Besitz an den Haupterben Grafen Andreas Renard auf Groß Strehlitz fiel, war das industrielle Unternehmen schon weitgehend von den forstwirtschaftlichen Interessen gelöst.

Starker Bedarf herrschte in Oberschlesien bei der damals noch überwiegend landwirtschaftlichen Struktur des Landes für bäuerliche Geräte. Es gab jedoch nur eine kleine Fabrik in Myslowitz, die der Nachfrage nicht genügen konnte. Friedrich



Königshuld an der Malapané

dem Großen war aber die Einfuhr landwirtschaftlicher Geräte durchaus unerwünscht. Er wollte eine entsprechende Fabrik in Oberschlesien und befahl der Breslauer Kaufmannschaft, die am Absatz dieser Artikel verdiente, ganz einfach die Errichtung einer Fabrik, sagte einen Baukostenzuschuß zu und privilegierte auch das Unternehmen. Mit dem Bau begannen 78 Breslauer Kaufmannsfirmen nach Abschluß eines Staatsvertrages im Jahre 1879 an der Malapané, 12,5 Kilometer von Oppeln entfernt. Man machte zunächst Versuche mit der Herstellung eines geeigneten Stahls im Frischfeuerwerk von Rutschau und errichtete 1787 zwei Rohstahlhütten mit zwei Hämmern und zwei Raffinierhütten. 1794 wurde für fünf Jahre eine Konzession für Stabeisen ausgestellt. Arbeitskräfte wurden aus dem Bergischen herangeholt. Graf Reden war von Anfang an ein scharfer Gegner

dieses Unternehmens, und tatsächlich ergab sich jahrelang eine erhebliche Illiquidität, die vorübergehend noch gesteigert wurde, als der Bergbau- und Hüttenunternehmer Koulhaß, der schon bei Schwientochlowitz ein Steinkohlenunternehmen betrieb, in Stahlhammer bei Oppeln ein Konkurrenzunternehmen aufmachte. Erst als das Werk unter dem Namen „Stahl- und Eisenwarenfabrik Königshuld“ unter die Oberg Aufsicht des Schlesienschen Provinzialministers und der Bergbehörde gestellt wurde, begann es aufzublühen und hatte ein wachsendes Geschäft, das im Inlande bis nach Berlin und Königsberg, im Auslande nach dem damaligen Russisch-Polen, nach Ungarn, Böhmen und sogar bis Petersburg ging.

Königin-Luise-Grube und Königsgrube werden erschlossen

Zwar wußte man in Oberschlesien schon, daß es hier Steinkohlen gab, aber niemand dachte daran, sich ihrer für Feuerungszwecke in größerem Maßstabe zu bedienen. Man hatte ja genug Holz im Lande, daraus in Meilern Holzkohlen herzustellen und in den Holzkohlenhochöfen, deren Zahl in den letzten Jahren beträchtlich gewachsen war, zu verwenden. Graf Colonna z. B. schätzte seinen Holzvorrat in den im Kreise Groß Strehlitz gelegenen Forsten auf etwa vier Millionen Klafter. Für seine Hüttenwerke verbrauchte er jährlich nur 20 000 Klafter. Was aber sollte man in Oberschlesien sonst mit dem Holze anfangen, wenn man es nicht in der bisherigen Weise ausnutzen wollte? Außerdem lagen ja die bisher bekannten Steinkohlenvorkommen weitab von den bestehenden Werken. Eine Umstellung auf Steinkohle mußte sich daher bei den damals obwaltenden Verkehrsverhältnissen von vornherein als unrentabel herausstellen.

In England hatte Graf Reden die ersten Kokshochöfen kennen gelernt. Er erkannte sofort die Bedeutung der ober-schlesischen Steinkohlen für eine vorteilhafte Verwendung durch eine einheimische Eisenindustrie. Gleichzeitig brauchte Reden die Steinkohle auch für seine Dampfmaschinen, die einen immer stärkeren Bedarf daran hatten. Mit gewohnter Tatkraft kämpfte nunmehr Reden um sein neues Ziel, die Nuzbarmachung der ober-schlesischen Steinkohlen. In Berlin wollte man aber gar nicht an die Sache heran, weil man den Bergbau lieber, wie wir schon sahen, den Privaten überlassen wollte. Doch Reden ließ nicht locker. Er sah freilich ein, daß die Hochöfen- und Eisenwerke, die bis dahin im Betriebe waren, kaum für eine Umstellung in Frage kämen. In kluger Ueberlegung suchte er daher nach Möglichkeiten, die in ihrer späteren Durchführung schon so gigantisch waren, daß sie in ihrem Kern bis heute einen wesentlichen Bestandteil der ober-schlesischen Montanindustrie bilden. Reden, der nun schon reiche Erfahrungen über den geologischen Aufbau des Landes gesammelt hatte, wollte bewußt eine Verlagerung der Arbeitsstätten vornehmen und vollzog in klarer Konsequenz den Ruck nach dem Teile Oberschlesiens, der später das jetzige Industrierevier werden sollte. Sein Entschluß begründete nicht nur eine Steinkohlenindustrie, auf ihm sollte sich für die Folge auch das eisenindustrielle Werden aufbauen. Daß gleichzeitig das Zink eine wichtige Rolle in Oberschlesien zu spielen begann und die Inten-sivierung des Steinkohlenbergbaus geradezu forderte, war ein großes Glück für das ober-schlesische Land.

Schon 1788 begann Reden in Malapane mit den ersten Versuchen, zur Erblasung von Roheisen statt der Holzkohle Koks zu verwenden. Die Versuche schienen zu

glücken, und so festigte sich in Reden der Entschluß, zunächst in Gleiwitz eine königliche Hütte mit einem Kotschofen zu errichten. Die Voraussetzung war aber die Erschürfung von Kohlenfeldern in der Nähe des gewählten Hüttenstandortes. Im Jahre 1790 endlich setzte sich Reden in Berlin durch. Der König erteilte die Weisung, in Oberschlesien für königliche Rechnung Steinkohlenförderungen einzurichten. Reden ließ sofort Schürfvorversuche anstellen, die auf dem Raume zwischen den heutigen Städten Hindenburg und Königshütte vorgenommen wurden. Sie waren von bestem Erfolge gekrönt. Schon nach wenigen Wochen war bei dem damaligen Erzgrube ein mächtiges und sehr reiches Flöz von ausgezeichneter Kohlebeschaffenheit erschürft. Es war die Oberbank des nach dem Oberberggrat Grafen Einsiedel benannten Einsiedelflözes in der Nähe der Kolonie Paulsdorf. Im Frühjahr 1791 wurden die ersten Kohlen gefördert. Versuche über die Brauchfähigkeit der Kohlen und ihre Verwendbarkeit zum Schmelzprozeß im Hochofen fielen zur Zufriedenheit aus.

Zur gleichen Zeit wurde auf Königshütter Gelände in 11 Meter Teufe ein Kohlenflöz von drei Meter Mächtigkeit erschürft. Reden selbst entwarf den Plan für die Vorrichtung des Flözes. Für den Abbau wurden die Schächte Schuckmann und Prinzessin abgeteuft. Das Verhauen der Pfeiler erfolgte in einfallender Richtung. Schon im ersten Betriebsjahre wurde hier eine Kohlenmenge von 1849 Tonnen gefördert, während 1770 alle damals bestehenden Steinkohlengruben zusammen nur 610 Tonnen gefördert hatten.

Aber auch hier sollten die Schwierigkeiten nicht ausbleiben. Immer wieder machten die Wasser dem Steinkohlenbergbau großen Kummer. Schon 1795 ließ daher Reden für den Hindenburger Bergbau eine bisher auf der Friedrichsgrube arbeitende Wasserhaltungs-Dampfmaschine heranziehen, die im Petersschacht aufgestellt wurde. Gleichzeitig griff man zum Mittel der Tiefbohrung, die sich als günstig erwies. Bis zum Ende des Jahrhunderts wurden rund 70 Bohrungen vorgenommen. Bald hatte man nicht nur festgestellt, daß Ober- und Niederbank des Einsiedelflözes nach Ost und West bis zum jetzigen Hindenburg-Ost bezw. bis zur Kunzendorfer Landstraße abbauwürdig anhielten, man traf bei Poremba und Zabrze auch auf vier mächtige Flöze, die die Namen Georg, Heinrich, Reden und Pochhammer erhielten. Auf dem Pochhammerflöz wurden die Schächte Hoffnung und Michael abgeteuft, wobei man eine Flözmächtigkeit von sechs Metern bei einem Hauptstreichen von Nord nach Süd und einem Einfallen von West nach Ost ermittelte. Diese Kohle war aber zur Verkokung in Meilern zu mild und wurde deshalb vor allem zur Kesselheizung der Wasserhaltungsmaschinen verwendet. Dagegen lieferte das Einsiedelflöz eine schöne, stückreiche Kohle, die zur Koks-gewinnung in Meilern geeignet war und sowohl in Malapane als auch in der inzwischen gegründeten Gleiwitzer Hütte Absatz fand. Zum Schlusse des Jahrhunderts wurden hier bei einer Belegschaft von 40 bis 50 Mann ungefähr 6000 Tonnen jährlich gefördert.

Im Königshütter Felde waren die beiden bestehenden Schächte 1797 wegen großer Wasserzuflüsse zum Erliegen gekommen. Man hatte aber schon vorher dort, wo jetzt der Bahnhof Königshütte steht, den Wilhelmschacht abgeteuft und einen Maschinenschacht von 75 Meter Teufe niedergebracht. Auf dem dadurch erschlossenen Felde, das mit Diagonalen vorgerichtet wurde, dienten Förderwagen der Förderung, die auf hölzernem Gestänge liefen, und ein mit Pferden betriebener Fördergöpel. Im Jahre 1800 erhielt die Grube den Namen Königsgrube. Den beiden

hier entdeckten drei und fünf Meter mächtigen Flözen wurden die Namen Heinzmann und Gerhard gegeben. In den folgenden Jahren entwickelte sich die Königsgrube sehr rasch. 1810 beschäftigte sie schon 97 Mann und förderte 30 699 Tonnen.

Noch immer machte auf beiden Gruben die Wasserhaltung Schwierigkeiten. Nach den Plänen des oberbergamtlichen Dezerenten Pochhammer wurde daher 1800 der Hauptschlüssel-Erbstollen angelegt und in Anwesenheit des Staatsministers Freiherrn von Hardenberg eröffnet. Er wurde zunächst als eigenes Bergwerk betrieben, von 1805 bis 1811 mit der Verwaltung der Hindenburger Grube, die 1811 übrigens den Namen „Königin-Luise-Grube“ erhielt, verbunden und später wieder als besonderes Bergwerk geführt. Im Zeitraume von 68 Jahren trieb man den Stollen bis in das Feld der Königsgrube. Hier wurde er 1868 bei einer Länge von 13 000 Metern in der Nähe des Krugschachtes verstuft. 1807 wurde auch die Schiffbarmachung des Stollens beschlossen, da man die Kohlen auf dem Wasserwege direkt nach dem Gleiwitzer Hüttenwerk und später über den schon unter Friedrich dem Großen begonnenen und 1812 fertiggestellten Klodnikanal weiter bis zur Oder bringen wollte. 1822 war die Schiffbarmachung vollendet, nachdem der Klodnikanal 1810 bis an das Stollenmundloch herangeführt worden war. Bis zum Beginn des Tiefbaues im Jahre 1838 wurde dieser Beförderungsweg fast ausschließlich benutzt. 1814 schon hatte man mit dem Hauptschlüssel-Erbstollen das bedeutende Schudmannflöz angefahren. 1822 wurden die Grenzen des für die Königin-Luise-Grube zu reservierenden Feldes festgestellt. 1799 waren in Oberschlesien 18 Steinkohlengruben in Betrieb. Sie hatten eine Gesamtbelegschaft von 619 Mann und förderten 38 546 Tonnen. Vier Gruben gehörten dem Fiskus, zwei der Freien Standesherrschaft Pleß, die übrigen privaten Besitzern.

Der erste Kokshochofen des europäischen Festlandes

Die Vorarbeiten zur Errichtung eines Kokshochofenwerkes waren also in jeder Hinsicht geglückt. Neden konnte daher an die Gründung der Gleiwitzer Hütte herangehen, die neben dem Hochofenbetrieb eine umfangreiche Gießerei und eine Gußwarenverfeinerungsstätte erhalten sollte. Im Herbst 1792 wurden die einleitenden Arbeiten begonnen, die Baudirektor Wedding führte. Als erfahrenen Fachmann hatte Neden den Schotten Baildon nach Oberschlesien geholt. 1794 wurde das Fundament zum Hochofen gelegt und die Gießhütte errichtet. Im nächsten Jahre stand der Ofen mit einer Höhe von rund 13 Metern und einem Fassungsraum von 40 Kubikmetern da. Am 21. September 1796 wurde er als der erste Kokshochofen des europäischen Festlandes in Betrieb gesetzt. Freilich mißlang das Anblasen zunächst. Der Ofen froh ein, mußte ausgekratzt und neu in Betrieb gesetzt werden. Noch mehrmals wurde die Hüttenreise unterbrochen, aber in den Jahren 1799 und 1800 wurden in der Woche bereits 2000 Tonnen Roheisen produziert. Der Koksverbrauch schwankte zwischen 130 und 170 Kilogramm auf 100 Kilogramm Roheisen. Die Periode der Versuche riß in Gleiwitz nicht ab. Dabei wurden wertvolle Erfahrungen für ganz Oberschlesien gesammelt.

Vor allem der Kanonen- und Kunstguß sollte der Gleiwitzer Hütte bald einen guten Ruf verschaffen. Schon 1804 wurde eine Kanonen- und Munitionsgießerei gebaut. Die Erzeugnisse fanden derart den Beifall der Artilleriebehörden, daß Friedrich Wilhelm III. die ausschließliche Bedarfsdeckung für eisernes Geschütz-



Wedding



Godulla

Buntglasfenster von Peter Kowalski im Verwaltungsgebäude des Berg- und Hüttenmännischen Vereins in Gleiwitz



Graf Friedrich Wilhelm von Reden



Carl Johann B. Karsten



Oberchlesische Bergleute bei einem Aufmarsch

material im Inlande anordnete. Im Jahre 1817 wurde die Kanonengießerei wieder stillgelegt, nachdem sie ihre Pflicht in den bewegten Jahren erfüllt hatte. 1806 hatte man nach dem ersten Erfolg des Dampfmaschinenbaues in Malapane auch in Gleiwitz eine Spezialhalle für den Bau von Dampfmaschinen eingerichtet, die unter Holzhausens Leitung stand. Im Laufe seiner Amtszeit als kgl. Hütteninspektor baute er mehr als 50 Bergwerksdampfmaschinen von immer größerer und verbesserter Konstruktion und Leistungsfähigkeit. Auch das rheinisch-westfälische Industriegebiet bezog seine erste Dampfmaschine aus Gleiwitz, ebenso Berlin.

Schon 1820 wagte man sich auf der Gleiwitzer Hütte daran, einen „Dampfwagen“ für Schienenbahn zu bauen, zu einer Zeit, bevor noch Borsig die erste brauchbare Lokomotive fertiggestellt hatte. Allerdings wird uns nicht berichtet, ob der Gleiwitzer Dampfwagen auch wirklich gefahren ist. Erfolgreich war Gleiwitz weiterhin im Brückenbau. Zunächst wurde 1823 die alte Havelbrücke bei Potsdam mit einem Gewicht von 1152,7 Tonnen geliefert, ein Jahr darauf die erste eiserne „Weidendammer Brücke“ in Berlin.

1812 stellte man die ersten Versuche an, Geschirr zu emaillieren. Dieser Artikel fand solchen Anklang, daß 1815 eine ausgedehnte Emaillieranstalt errichtet wurde. Als es 1823 gelang, die Emaille bleifrei herzustellen, wuchsen die Absatzziffern noch gewaltig an und erreichten 1849 eine Höhe von 171 160 Stück. Später wurde die Produktion zu Gunsten der kgl. Hütte Silesia in Paruschowitz aufgegeben, die 1788 von der Herrschaft Rybnik des Grafen Wengersky mit einem Hochofen in Paruschowitz und Frischfeuern in Rybnik, Rybniker Hammer, Ellguth, Gottartowitz und später Poppelau erworben worden war. 1810 wurde Paruschowitz um ein Blechwalzwerk erweitert und 1817 unter Stilllegung des Hochofens auf den Buddelprozeß umgestellt, der seit einigen Jahren auch in Oberschlesien aufgekommen war und die Verwendung der Steinkohle im Flammofen zur Voraussetzung hatte.

Unmittelbar nach der Inbetriebnahme des Gleiwitzer Kokschochofens ging Keden an den Bau eines zweiten großen Hüttenwerkes. In den Jahren 1797 bis 1801 wurde nach Zeichnungen und Plänen von Wedding und Baildon die Königshütte gebaut. Sie sollte ein Vorbild für die privaten Hüttenwerke werden. Im Jahre 1802 wurde hier der zweite Kokschochofen des Kontinents in Betrieb gesetzt. Er war einer der größten der damaligen Welt. Bald erhielt die Königshütte noch einen weiteren. Ihre stürmische Entwicklung bis zur heutigen Höhe wird noch später zu behandeln sein.

Auch die private Initiative war um diese Zeit wieder rege. So bauten die Beuthener Händel 1805 neben der Gotteslegen-Grube ein mit Koks betriebenes großes Eisenhüttenwerk Antonienhütte und 1809 die Lazarushütte. Das Händelsche Eisenerz wurde um diese Zeit den Besitzern von Hüttenwerken zur eigenen Förderung gegen einen Grundzins von 1 Sgr. 6 Pfg. überlassen. An der Förderung beteiligten sich 1826 die Domänen bzw. Hüttenwerke Groß Strehlitz, Ehrenforst, Koschentin, Lubschau, Bilshengrund, Tost, Brunnek, Lublinitz, Pleß, Königshütte, Rauden, Starenheim, Dünenfeld, Dramatal, Haldenau, Stubendorf und Fichtenrode.

Die obereschlesische Eisenindustrie hatte durch ihre Leistungen bald überall einen guten Ruf. Von allen Seiten kam man nach Oberschlesien, um hier zu lernen und Anregungen zu finden. Man war erstaunt, in diesem bisher vollkommen verkannten Lande so nachahmenswerte Vorbilder zu sehen. Auch von dem rein

äußerlichen Anblick waren die Besucher, und das nur wenige Jahrzehnte nach Goethes Besuch, begeistert. So schreibt der Hamelner Oberingenieur W. Schulz im Jahre 1813: „Die königlichen Eisenhütten in Oberschlesien sind in einem schönen Stile und zum Teil elegant und prächtig gebaut und auch durch Anpflanzungen verschönert, so daß sie nicht bloß einen nützlichen, sondern auch einen angenehmen Aufenthalt gewähren. Man kann dasselbe von allen dortigen egl. Etablissements mit vollem Recht sagen, und mehrere Privatwerke haben sich rühmlichst bemüht, es ihnen im Nützlichen sowohl als im Angenehmen für das Auge gleichzutun.“

Wenn wir die uns überkommenen alten Bilder betrachten, dann müssen wir tatsächlich unvoreingenommen zugeben, daß der Westdeutsche nicht übertrieben hat. Der inzwischen Oberberghauptmann gewordene und in den Grafenstand erhobene Reden hat sich auch um die äußere Gestaltung ein großes Verdienst erworben. Er hatte auch hervorragende Mitarbeiter, die in Oberschlesien eine beachtenswerte Höhe der Industriebaukultur zuwege brachten. Das stärkste Talent war unter ihnen Wedding, der schon Königshuld gestaltet hatte und vor allem die Gleiwitzer Hütte vorbildlich meisterte. Staunen erweckte er dann vier Jahre später mit der vervierfachen Hochofenfront der Königshütte. Auch spätere Aus- und Umbauten königlicher Hüttenwerke verraten seinen Geist und seinen Einfluß. Als er am 21. September 1830 in Kattowitz starb, wo er seit 1818 das von seinem Schwiegervater Kowalitz gekaufte und ererbte Gut betreute und sich zwar noch dem Hüttenbau, aber gleichzeitig auch dem von ihm angelegten Freischmelzwerk und der von seinem Schwiegervater erschlossenen Beategrube widmete, hinterließ er eine Fülle von Werken und wurde neben Heiniz und Reden als Mehrer und Vorkämpfer deutscher Technik gefeiert. Im 1940 bezogenen Neubau des Berg- und Hüttenmännischen Vereins in Gleiwitz hat man auch ihm mit einem der von Kowalitz geschaffenen Buntglasfenster ein Denkmal gesetzt.

Preußens Notjahre und die Befreiungskriege

Die Napoleonische Zeit blieb nicht ohne Einfluß auf Oberschlesien. Wohl wurde die Aufbauarbeit weiter vorangetrieben, aber die furchtbaren Niederlagen der Jahre 1806 und 1807 mußten sich auch in Oberschlesien auswirken. Dazu verlor Oberschlesien die stärkste Kraft des Landes, den im Jahre 1803 als Nachfolger Heiniz' Minister gewordenen Grafen Reden. Preußens Schicksalsjahre bereiteten der Tätigkeit des nimmermüden Mannes ein vorzeitiges Ende.

Aber die Niederlage Preußens trug schon den Keim des neuen Aufstieges in sich. Oberschlesien war berufen, in dem ruhmreichen Geschichtsabschnitt der preußischen Freiheitskriege eine besonders hervorragende Rolle zu spielen. Im Tilsiter Frieden hatte Preußen alle anderen Werkstätten der Eisenindustrie verloren. Unser Land mußte also die Waffenschmiede Preußens werden. Mit aller Macht arbeiteten die obereschlesischen Werke an der Aufrüstung. Malapane konnte in den Jahren 1807 bis 1812 überhaupt nicht an andere Aufträge denken. An die Stelle des Kanongusses trat die Fabrikation von Gewehrläufen. In Klosterbrück wurde eine Fabrik für die übrigen eisernen Gewehrteile gebaut. Die Roheisenbelieferung erfolgte durch den vom Jungfrauenstift Klosterbrück 1791 errichteten Hochofen Riefernham. Auch die Gleiwitzer Hütte wurde vollkommen in die Rüstungsaufgaben eingespant. Die Kanonen- und Munitionsgießerei hatte jetzt ihre Leistungsfähigkeit

unter Beweis zu stellen. Seit 1809 baute Gleiwitz „metallene“ Geschütze, wozu ein eigener Metallofen errichtet worden war. Besonders lebhaft wurden die Lieferungen naturgemäß im Jahre 1813. Die Anlagen mußten erweitert und wechselweise Tag und Nacht in Betrieb gehalten werden. Allein in den Monaten Juni und Juli 1813 lieferte das Werk 28 600 Stück Bomben, Granaten und Kanonenkugeln, für damalige Verhältnisse eine außerordentlich hohe Zahl. An Geschützen und Mörsern wurden von 1806 bis 1816 rund 400 Stück in Gleiwitz hergestellt. Auch die Privatunternehmungen wurden für Heeresbedürfnisse herangezogen. So hatte der Sausenberger Hochofen des Herrn von Sänisch einen Liefervertrag auf 4500 Zentner Munition jährlich.

Als dann 1813 der Aufruf des Königs „An mein Volk“ von Breslau aus erging, da war auch Oberschlesien bereit. Wieder bestätigte sich wie schon in früheren Zeiten der rühmliche Eifer der oberschlesischen Berg- und Hüttenleute. Sie standen auch im Freiheitskampfe ihren Mann, wie sie geholfen hatten, die Befreiung vom Joche des Korfen vorzubereiten. Die Gleiwitzer Hütte bekam in dieser von Begeisterung erfüllten Zeit noch eine besonders schöne Aufgabe zugewiesen. Ihre Abteilung für Kunstguß erlebte damals ihre erste Blüte. Neben zahlreichen Kriegsdenkmünzen Preußens wurden hier vor allem die ersten Eisernen Kreuze hergestellt. Dazu wurden in den Tagen des „Gold gab ich für Eisen“ eiserne Abgüsse von Medaillons, Gemmen, Ketten, Ringen usw. gefertigt. Meisterwerke entstanden aus den Händen von Beyerhaus, Riß und Kalide. Die Kunstwerke erfreuten sich auch nach den Befreiungskriegen großer Beliebtheit, denn 1817 wurden 114 109 Denkmünzen und Kunstgegenstände hergestellt. Später ging der Kunstguß zurück. 1858 schloß er ganz ein, um erst viel später wieder aufgenommen zu werden und eine neue Blütezeit zu erreichen.

Mit dem Zink hebt ein neuer Aufschwung an

Ruberg stellt metallisches Zink dar

Wir müssen unsern Blick nun wieder einige Jahre zurückwenden. 1802 war das Galmeiprivileg der Georg von Giesches Erben abgelaufen. War Galmei schon vorher zum regalen Mineral erklärt worden, so trat er jetzt ganz und gar in die Reihe der durch Mutung zu erwerbenden und verleihbaren Mineralien. Gleichzeitig wurde das Direktionsprinzip auch für den Galmeibergbau eingeführt. Die bislang geübten Abbaumethoden wurden einer vollkommenen Aenderung unterzogen. Aber wahrscheinlich wäre der Galmeibetrieb auch jetzt über den Handelszwecken und der Messingfabrikation dienenden Abbau nicht hinausgegangen, wenn nicht im Bessischen eine wichtige Entdeckung geglückt wäre und wenn nicht bald darauf eine unerwartete Konjunktur in Zink eingeseht hätte.

In Bessolla bei Emanuelsjegen befand sich eine Glasfabrik. Hier machte ein ruheloser Mann, der „oberschlesische Faust“, wie er später genannt wurde, schon seit 1870 merkwürdige alchimistische Versuche. Es war der aus Wernigerode in Anhalt stammende Kammerassessor in Anhalt-Bessischen Diensten Johann Christian Ruberg. 1798 fand er den Uebergang zur Zinkdestillation. Allerdings läuterte er das reine Zink noch nicht aus dem Zinkcarbonat Galmei, sondern Ruberg ging von einem andern Werkstoff aus, einem Abfall der oberschlesischen Eisenhütten.

Das oberschlesische Eisenerz enthält nämlich Zinkbeimengungen. Bei der Verarbeitung des Erzes wurden die Zinkbeimengungen als krustiger Belag an den Gichten der Hochöfen abgesetzt. Das tote Zeug mußte immer wieder abgebrochen und auf Halden gestürzt werden. Mit diesem für wertlos angesehenen „Ofenbruch“ oder „Ofenschwamm“ stellte Ruberg Laboratoriumsversuche an und läuterte in holzkohlebefeuerter tönernen Muffeln das metallische Zink. Im Jahre 1800 hatte er den ersten Probeofen mit zwei Muffeln konstruiert. 1802 baute er einen Biermuffelofen.

Das Geheimnis von Wessolla wurde aber nicht gewahrt. Ueberstürzte Aufkäufe von Ofenbruch durch die Plessische Verwaltung ließen die damaligen Industriellen aufhören, und entlaufene Arbeiter trugen Einzelheiten des Geheimnisses weiter. Ruberg selbst erlitt das Schicksal so vieler Erfinder und Entdecker. Er starb schon 1807 arm und verbittert und wurde auf dem Friedhofe von Anhalt begraben, während sein Werk einen Siegeszug ohnegleichen antrat und die Grundlage für die mit Kohle und Eisen stärkste Säule des oberschlesischen Industrielebens wurde. Es wäre an der Zeit, das Andenken dieses Mannes in Oberschlesien nun auch praktisch zu ehren, nachdem das bisher nur gelegentlich in Abhandlungen, in Büchern und Zeitschriften mehr oder weniger am Rande geschehen ist.

Auch Graf Reden wurde auf das neue Wunder aufmerksam. Er beauftragte den jungen Doktor der Chemie Oberbergamtsreferendar Carl Johann Bernhard Karsten, dessen Name heute in der Karsten-Centrumgrube in Beuthen fortlebt, sich einmal mit der Angelegenheit zu befassen und Versuchsarbeiten durchzuführen. Karsten leitete sie 1805 auf der Friedrichshütte ein, mußte sie aber in den Wirren des folgenden Jahres abbrechen und setzte sie schließlich auf der Königshütte fort. Karsten stellte seine Versuche auf Galmei ab, den es ja damals in Oberschlesien in Hülle und Fülle gab. Seine Arbeiten führten dazu, daß bereits im Frühjahr 1809 innerhalb der Königshütte eine Zinkhütte mit zehn Zinköfen eröffnet wurde. Sie erhielt nach Karstens Gattin den Namen Lydogniahütte und hat alle anderen nach ihr entstandenen Zinkhütten dieser Periode überdauert. Erst im Jahre 1899 wurde ihr Betrieb eingestellt. Auch Karsten verarbeitete im ersten Betriebsjahre, obwohl die volle Tauglichkeit von Galmei erwiesen war, Ofenbruch. Aber schon 1810 stellte er sich vollkommen auf Galmei um.

Es war klar, daß die Gesellschaft, die bisher das Monopol für Galmei hatte, in diesem Zeitpunkte danach trachten mußte, die neue Konjunktur zu nutzen. Bisher hatten Georg von Giesches Erben keinen Wert auf Landerwerb gelegt und nur den Galmei gegraben. Diese Veräumnis sollte sich, als das Galmeiprivileg erloschen war, bitter rächen. Seit noch dazu das Mitbaurecht der Grundherren für Galmei anerkannt war, war der Gieschebesitz auf die Hälfte der Galmeibergwerke Scharley, Schoris und Trodenberg zusammengeschrumpft. Nun wurde versucht, den eingetretenen Nachteil aufzuholen. Giesches Erben entschlossen sich rasch, nicht nur Galmeielieferanten zu bleiben, sondern auch Zinkproduzenten zu werden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß mit diesem Entschluß überhaupt der Bestand des Unternehmens gerettet wurde, das sich von da ab bis zum heutigen Tage zum Segen von ganz Oberschlesien entwickeln sollte. Unmittelbar nach der Eröffnung der Lydogniahütte errichteten Giesches Erben in der Nähe der Scharleygrube die Siegmund-Zinkhütte mit zehn kleinen Zinköfen zu vier Muffeln. Der Gieschesche Faktor Heppner hatte sich in den vorangegangenen Jahren ebenfalls mit Zinkdarstellungsversuchen abgegeben. 1812 wurde durch Graf Ballestrem die Carlshütte



Adolf-Hitler-Straße und Königshütte in Königshütte



Das Rathaus in Königshütte



Hauptportal des Regierungsgebäudes in Kattowitz



Fürstl. Pleß'sche Bergwerksdirektion in Kattowitz

in Ruda als eine der größten und modernsten Zinkhütten gegründet. 1813 folgte in Scharley die Gieschesche Concordiahütte. 1818 wurde von Giesches Erben die Georgshütte bei Fannygrube mit 16 Oefen zu acht Muffeln erbaut und 1815 von Graf Henckel von Donnersmark die Liebeschütte bei Neudorf erworben. Aber diese Unternehmungen reichten nicht aus, um den der Gesellschaft aus der Förderung der Scharleygrube anfallenden Galmeianteil zu verhütten. Deshalb wurde 1825 bei Schlesiengrube die Davidshütte mit fünf Doppellöfen und 20 Muffeln erbaut und nach Einstellung der ungünstig arbeitenden Liebeschütte im Jahre 1831 die fast liegende Franzhütte bei Rattowitz gepachtet. Der Gesellschaft drohte mit der Erschöpfung der Scharleygrube im Laufe der Zeit ihr Ende, und erst später sollten Georg von Giesches Erben von neuem maßgebend in die Entwicklung eingreifen.

Der Zinkkönig Carl Godulla

Fast zur gleichen Zeit, da Ruberg die Zinkdestillation gelingt, tritt ein Mann aus dem oberschlesischen Volke heraus, der einer der größten Wirtschaftsgestalten des Bezirkes werden sollte: Carl Godulla. Seine Gestalt ist gerade wegen der Einmaligkeit seiner Erscheinung und wegen des düsteren Schicksals, das mit seinem Lebenswege verwoben war, fast schon zu seinen Lebzeiten ins Sagenhafte versunken, und selbst heute noch wird sie immer wieder verzerrt geschildert. Das Volk, das weder ihn noch sein Wesen verstand und in seiner durch jahrhundertelange Bevormundung unterdrückten Mentalität auch garnicht begreifen konnte, fürchtete ihn fast als einen Gottseibeius. Was wurde nicht alles über seine Herkunft gefabelt, um den Unterschied seines Lebens möglichst kraß darzustellen! Da soll er ein armer Tagelöhnerknabe gewesen sein, dessen Eltern und Geschwister frühzeitig von der Cholera hinweggerafft wurden und dessen sich dann Graf Ballestrem angenommen habe. Andere Versionen tauchten auf, in allen aber wurde seine erste Jugendzeit als freud- und glücklos geschildert, wurde er als der ärmsten Schicht entstammend bedauert.

Von diesen Fabelgeschichten muß ein für allemal der Schleier hinweggerissen werden. Nichts ist an den Kindheits- und Jugendjahren Godullas kompliziert und geheimnisvoll. Zwar wissen wir nicht allzu viel aus diesen Tagen. Aber soviel steht fest, daß er nicht „minderer Abkunft“ war, sondern aus Verhältnissen stammte, die wir heute vielleicht als „gesunder Mittelstand“ bezeichnen würden. Sein Vater war Jägermeister. Als Carl als viertes Kind seiner Eltern am 8. November 1781 in Matoschau geboren wurde, stand sein Vater als „Herrschafts-Waldbereuther“ in Diensten des Generalleutnants von Werner, der damals in Oberschlesien größere Liegenschaften besaß, so das Rittergut Preiswitz, zu dem Matoschau gehörte, und das Rittergut Bujakow, das im Leben Carls noch eine große Rolle spielen sollte. Carls Mutter war vermutlich eine Schulmeisterstochter aus Randsdorf, eine geborene Hanisch. In Randsdorf hatte 1773 ihre Hochzeit mit dem „Jeger Meister“ Joseph Godulla stattgefunden. Die Familie Godulla dürfte übrigens eine alteingesessene Familie in Oberschlesien gewesen sein, denn der Name taucht schon 1391 im Codex diplomaticus Silesiae, Band III (ed. Wattenbach) auf. 1792 ist Joseph Godulla Pächter in Matoschau und Ellguth. Aus 1797 liegt uns ein Dokument aus Klein-Gorzitz vor, das ihn als „Grundpächter“ bezeichnet. Gestorben ist er schließlich am 16. März 1816 in hohem Alter als Guts-pächter in Gashowitz, Kreis Rybnik.

Wir sehen, von allen Erzählungen um Godullas Abkunft bleibt nicht viel übrig. Godulla ist auch nicht in langsamem Dahindämmern aufgewachsen. Er besuchte fünf Jahre das Gymnasium der Cisterzienser in Rauden und muß, wie seine Lebensbahn beweist, eine gediegene Ausbildung genossen haben, die sich — vielleicht auch erst in späteren Jahren — auch auf die Landwirtschaft erstreckte. Von Rauden aus wurde der begabte Godulla offenbar an den Grafen Ballestrem in Zülssingen empfohlen, wo er wahrscheinlich schon vor 1800 als Gutschreiber tätig war. Aus dem Jahre 1801 kennen wir ein Schriftstück mit der Unterschrift Godullas und der Berufsbezeichnung „Actuarius“. Später soll er ein furchtbares Erlebnis gehabt haben, dessen Wahrheit uns aber geschichtlich nicht überliefert ist. Eines Sonntagmorgens fanden Kirchgänger den jungen Godulla mit den Füßen an einem Baum hängend und aus vielen Wunden blutend besinnungslos im Walde. Die Arme und das linke Bein waren gebrochen. 23 teils größere, teils kleinere Wunden bedeckten den Körper. Als Godulla, für dessen Leben man keinen Pfifferling mehr gab, sich nach monatelangem Krankenlager als geheilt erhob, blieb er lahm und mußte einen Arm zeitlebens in der Binde tragen.

Graf Ballestrem muß die Fähigkeiten des jungen Godulla sehr rasch erkannt haben. Er vertraute ihm ein heruntergewirtschaftetes kleines Vorwerk bei Ruda oder Biskupitz an, das Godulla in kürzester Zeit zu einem Musterbetrieb hochbrachte. Es nimmt uns unter diesen Umständen nicht mehr wunder, daß Graf Ballestrem den tüchtigen Landwirt, der sich alle Neuerungen der Zeit zunutze machte, in jeder Hinsicht förderte und bald mit der Leitung sämtlicher Güter betraute. Der Graf sollte diesen Schritt nie zu bereuen haben. Die Mitarbeit Godullas untermauerte in den folgenden Jahrzehnten das gräfliche Vermögen derart, daß heute der riesige Ballestremsche Vermögenskomplex wohl der größte aller industriellen Unternehmungen Oberschlesiens ist.

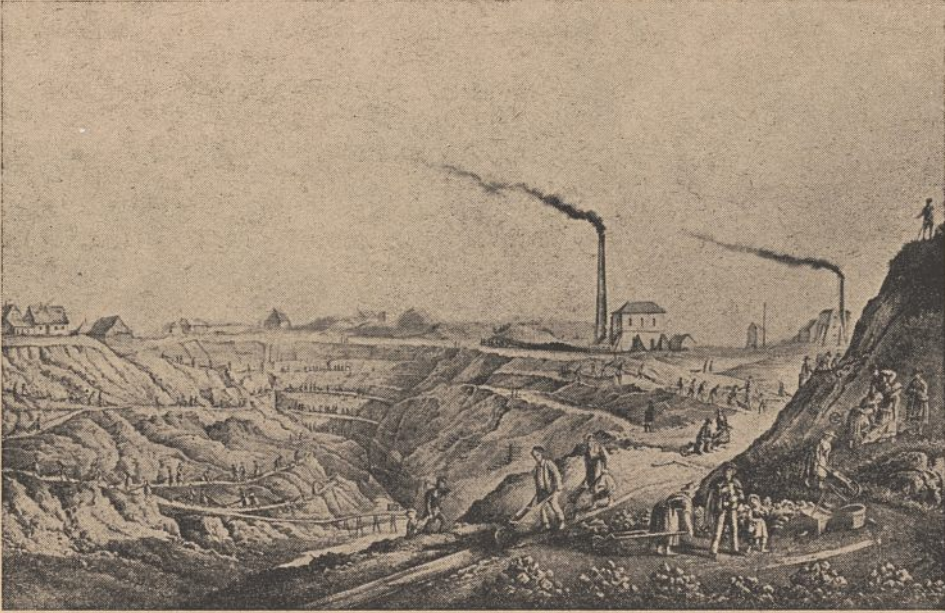
Schon damals standen die Ballestrem's in der Reihe der ersten Kohleproduzenten, wobei als Charakteristikum hervorgehoben werden muß, daß sie es immer ablehnten, auf fremdem Grunde zu mieten oder Mutungen zu erwerben. Die Brandenburggrube vergrößerte Graf Carl Franz durch Zumutungen in den Jahren 1805 und 1810. Es entstanden ferner die Gruben Bessere Zukunft (1808), Johannessegen (1809), Gute Schiffahrt (1817) und Catharina (1819). Im Herbst 1821, also schon zu Godullas Zeiten, wurden nicht weniger als 37 Mutungen auf Rudaer Gebiet eingelegt, die in 12 Mutungen von 4780 Maassen zusammengelegt wurden. Dazu kamen 1822 und 1823 weitere Mutungen.

Godulla war bald über seine ursprüngliche Aufgabe hinausgewachsen. Was man über die Anfänge seiner industriellen Betätigung erzählt, mag stimmen, es mag erdacht sein. Jedenfalls zeigte sich, daß in ihm noch ganz andere als landwirtschaftliche Anlagen steckten. Sicher hat Godulla sich mit Alchimisterei abgegeben, und als er von dem Sonderling Ruberg aus Wessolla hörte, da hat er bald nach Möglichkeiten gesucht, aus der neuen Erfindung Nutzen zu ziehen. Er tat es so erfolgreich, daß er bereits 1820, als er längst noch nicht die Höhe seines Schaffens erreicht hatte, der ober-schlesische Zinkkönig genannt wurde, wie wir in den Akten der Georg von Giesches Erben nachlesen können.

Den Grund zu seinem späteren Millionenvermögen soll er gelegt haben, als er dem Grafen Ballestrem eine alte Ofenbruchhalde für 300 Taler abkaufte. Was daran Wahres ist, wissen wir nicht, zumal die allgemein üblichen Ortsangaben

kaum zutreffen dürften. Auch was von dem durch den Weiterverkauf nach Bessolla erzielten Gewinn überliefert wird, dürfte im wesentlichen ins Reich der Fabel zu verweisen sein. Auf jeden Fall hat Godulla schon früh einen guten Namen gehabt, denn in dem gewaltigen Freiheitsringen wurde er 1813 im alten Beuthener Kreise als Kommissar für die Landwehr bestimmt.

Als Karsten die Verwendbarkeit des Galmeis für die Zinkdarstellung erkannt hatte und die Lndogniahütte gebaut war, schaltete sich in klarer Erkenntnis der künftigen Möglichkeiten auch Carl Franz Graf von Ballestrem in die neuen



Aufdekarbeiten in Scharley

Möglichkeiten ein. Als erster neben Giesches Erben gründete er die Carls-Zinkhütte in Ruda, die 1812 mit königlichem Privileg ausgestattet wurde. Die Hütte umfaßte zunächst fünf Doppelöfen. Offenbar war die Hüttengründung auf Anraten von Godulla erfolgt, dem das Werk auch zur Leitung übertragen wurde. Wir müssen das aus einer Urkunde schließen, die gleichzeitig die hohe Wertschätzung dartut, deren sich Godulla beim Grafen Ballestrem erfreute. Nach einer gerichtlichen Niederschrift vom 4. Februar 1815 schenkt Graf Ballestrem „wohlbedächtig“ seinem „Oberamtmann“ 28 von 128 Ruzen der Carls-Zinkhütte gegen das Versprechen, die ihm als Oberaufseher obliegenden Pflichten über den Bau und Betrieb der Hütte pünktlich und getreulich zu erfüllen. Als die Hütte 1822 auf das Doppelte erweitert wurde, erhielt Godulla abermals 28 Ruzen als Eigentum. Im gleichen Jahre starb Graf Carl Franz. In seinem am 5. Juni 1819 niedergelegten Testament wurde Godulla als erster Testamentsvollstrecker eingesetzt und selbst in seinen Bezügen für Lebenszeit gesichert. Die Erben Ballestrems

vertrauten dem Manne, der sich schon so bewährt hatte, und überließen ihm auch weiterhin die Verwaltung des Ballestrem'schen Besitzes, obwohl Godulla, wie wir noch sehen werden, selbst Unternehmer geworden war und mit seinem Schaffen den Grund zu einem neuen Vermögenskreise legte, der sich uns heute in den Gräflisch Schaffgotsch'schen Unternehmungen darstellt.

Das Zinkfieber schüttelt Oberschlesien

Zink hatte man bis dahin noch wenig gekannt. Sehr früh soll es hüttenmännisch in China hergestellt worden sein. In Europa befaßte man sich mit seiner Herstellung zuerst um die Mitte des 18. Jahrhunderts in England. Das Verfahren wurde jedoch geheim gehalten. Ruberg muß aber auf seiner Englandreise damit in Berührung gekommen sein, denn von nun an ruhte er nicht, bis ihm die Destillation metallischen Zinks gelungen war.

Mit der Gründung der ersten ober-schlesischen Zinkhütte schon erlebte das Zink eine gute Konjunktur. Die Produktion war aber noch gering, und in der Zeit der Befreiungskriege kamen Galmei- und Zinkhandel fast ganz zum Stillstand. Aber schon 1815 stieg der Zinkabsatz vor allem nach Oesterreich und Rußland stark an. Die Konjunktur sollte jedoch nicht lange vorhalten. Schon die Jahre 1818 bis 1820 waren Notjahre, die zur Einschränkung der Produktion zwangen. Die Preise wichen immer mehr zurück. Die Bestände an unverkäuflichem Zink häuften sich. Dennoch wurden immer weitere Galmeimutungen vergeben, so daß sich Giesches Erben gezwungen sahen, auf die daraus erwachsenden Gefahren aufmerksam zu machen. Das Oberbergamt wies auch das Tarnowitzer Bergamt am 14. Juni 1820 zu größerer Zurückhaltung in den Belehnungen an. Im August des gleichen Jahres rügte allerdings das Bergamt auch Giesches Lehnsträger von Weger, daß er an die Carlschütte einen größeren Posten Galmei verkauft hätte, als diese für einen einjährigen Bedarf gebrauchen könnte. Das Bergamt war der Meinung, daß die Nachfrage nach Galmei für das nächste Jahr vollkommen gedeckt werden würde und daß zu große Verkäufe nur nachteilig auf den gleichförmigen Betrieb der Gruben wirkten.

Godulla aber wußte, was er wollte. Er sah ganz genau den kommenden Anstieg der Zinkkonjunktur voraus; und die Entwicklung gab ihm recht. Auf dem Weltmarkte für Zink trat plötzlich ein solcher Umschwung ein, daß es Aufträge und Anfragen nach Oberschlesien nur so hagelte. Besonders Ostindien hatte einen überaus starken Bedarf. Oberschlesien war auf diesen unerwarteten Ansturm nicht gefaßt. Am 7. März 1821 war das Bergamt noch der Meinung gewesen, es liege auf den Halben mehr Galmei als sämtliche Hütten angesichts der vorhandenen Hüttenbestände in einem Jahre aufarbeiten könnten. Aber noch im gleichen Monate meldete von Weger dem Bergamte, daß eine Bestellung von 83 000 Zentnern Galmei eingelaufen sei. 40 000 davon entfielen auf die Carlschütte. Die Georgshütte verlangte 20 000. Recht bescheiden waren demgegenüber die Lydogniahütte mit 10 bis 15 000 und die Leopoldinehütte mit „vorläufig“ 8000 Zentnern.

Ein regelrechtes Zinkfieber brach in Oberschlesien aus, das noch dadurch verstärkt wurde, daß sich bald eine große Arbeiternot bemerkbar machte. Von Weger und das Bergamt standen der stürmischen Entwicklung zunächst ziemlich ratlos

gegenüber. Wie sollte man die Aufträge erfüllen, die man hereingenommen hatte, ohne sich Sorgen um die Befriedigungsmöglichkeiten zu machen? Das Bergamt wollte zunächst den Anforderungen der Hütten nachkommen, deren Bestände am meisten geschwächt waren. Aber Godulla wollte sich die große Gelegenheit nicht entgehen lassen. Obwohl er angeblich „überbeliefert“ war, stellte er ein Ultimatum. Wir lesen darüber in der Festschrift zum 200 jährigen Bestehen der Bergwerks-Gesellschaft Georg von Giesches Erben: „Der Oberamtmann Godulla, der „Zinkkönig“, wollte z. B. nur auf eine Abnahme von 40 000 Zentnern gegen Schlußschein abschließen, sonst würde er den Galmei aus dem Auslande beziehen.“

Man tat das Möglichste, um die Galmeiförderung zu steigern. Aber alle Bemühungen, selbst neue Mutungen und Hinzumutungen der Giesches Erben, konnten mit der steigenden Nachfrage nicht Schritt halten. Auf dem Gebiete der Grafen Hendel von Donnersmarkt wurden zahlreiche Mutungen auf Galmeigruben beantragt, deren Mitbaurecht die beiden Linien erwarben. Außerdem legte die Herrschaft Beuthen selbst mehrere Galmeigruben an. Schon im Juni waren die Bestellungen bei Giesches Erben auf 112 300 Zentner Galmei gestiegen, mit über 60 000 Zentnern lag man bereits im Rückstande. Im nächsten Monat lagen Bestellungen auf 125 300 Zentner vor. Das Bergamt, das ja nach dem Direktionsprinzip nun auch die Galmeigruben verwaltete, geriet in helle Verzweiflung. Es konnte keine Arbeiter bekommen, und wenn auch die Friedrichsgrube 20 bis 30 Arbeiter zur Aushilfe zu schicken versprach, so war das nur ein Tropfen auf einen heißen Stein.

Im nächsten Jahre schwoll die Bestellungenflut immer mehr an. Im Januar 1822 wurden bei Giesche schon 212 000 Zentner verlangt, im März 245 000. Ueberall im Lande wuchsen neue Zinkhütten empor oder wurden die bestehenden verstärkt. Der Zinkpreis war in einem Jahre um das Doppelte gestiegen und betrug jetzt $10\frac{1}{2}$ Taler für einen Zentner. 1821 zählte man in Oberschlesien erst sechs Zinkhütten, 1828 waren sie auf 36 angewachsen. Inzwischen hatten sich auch die Grafen Hendel und Graf von Bethusy auf das neue Geschäft geworfen. Die Produktion von Zink belief sich 1816 auf 20 000 Zentner und erklomm 1825 mehr als das Zwölfwache, nämlich 250 000 Zentner. Der Zinkpreis war 1822 auf 22 Taler geklettert. Er muß sogar 30 Taler erreicht haben, denn diese Zahl wird in einer späteren Eingabe der Zinkhütten wegen der Galmeitaxe genannt.

Das oberschlesische Zink war Weltartikel geworden. Ostindien hatte einen jährlichen Bedarf von 80 000 Zentnern. Selbstverständlich hatte sich längst die Londoner Großspekulation dieses Objektes bemächtigt und trieb eine solche Haussepolitik, daß der Rückfall nachher umso schwerwiegender werden mußte und vielen bis dahin solide scheinenden Hütten das Leben kostete. Schon 1825 war der Zinkpreis wieder bis auf 11 Taler gefallen. Anfang der 30er Jahre betrug die oberschlesische Produktion nur noch etwa 100 000 Zentner. Die ausländischen Läger in England, Frankreich und Indien waren überfüllt. Dazu bereiteten die polnischen Hütten, die sich sämtlich in Staatshand befanden, dem oberschlesischen Zink eine empfindliche Konkurrenz. Ihren Tiefstand erreichten die Zinkpreise in den Jahren 1829 und 1830 mit einem knappen Drittel im Jahresdurchschnitt gegenüber dem der Jahre 1822/23. Man suchte nach Möglichkeiten, dem drohen Verfall zu entgehen. Godulla z. B. schlug eine gleitende Kosten- und Preiskala vor und sprach in der

damaligen Zeit ungewöhnliche Worte wie „Sozietätsverhältnis“ und „Tätigkeit als Quelle des Nationalreichtums“. Soll Godulla, der doch als auf seine Interessen rücksichtslos bedachter Geschäftsmann und Verhandlungspartner gefürchtet war, einen Blick in die Zukunft getan haben? Jedenfalls passen uns diese seine Erwägungen wenig in die Schilderungen, die uns sonst von ihm überkommen sind.

Das Zink als Grundlage einer gewaltigen Industrie

Der Zinktaumel mündete überraschender Weise in eine stetige und ruhige, dabei ununterbrochen ansteigende Produktion. Was an Werken freilich zu schwach gewesen war, konnte keinen dauernden Bestand haben. Es wurde wieder weggeeggt oder von erfolgreicheren Unternehmern aufgesaugt. Das Zinkgeschäft selbst aber wurde die Grundlage, auf dem alle anderen oberschlesischen Industriezweige aufbauen sollten. Die Zinkverhüttung verlangte zunächst nach Kohle und weckte damit ein Bedürfnis, in dessen Folge die großartige Entwicklung der oberschlesischen Steinkohle stand. Die Kohle wiederum suchte nach weiteren Betätigungsfeldern und entdeckte das Eisen, das über die ersten und in ganz Europa schon anerkannten Anfänge hinauswachsen sollte zu gigantischen Ausmaßen. In der Zinkzeit wurden die Unternehmungen begründet, die entweder in direkter Fortsetzung oder auf dem später einsetzenden Wege der Umwandlung in Kapitalgesellschaften noch heute das ganze oberschlesische Wirtschaftsleben beherrschen. In der Zinkzeit wuchsen die Kräfte, die die oberschlesische Industrie befruchteten.

Redens Initiative begann sich immer stärker auszuwirken. Wo der Staat beispielgebend vorangegangen war, da regten sich jetzt auch die privaten Kräfte und erschlossen das Land in seiner ganzen Ausdehnung für eine Bedeutung, die um die Wende des Jahrhunderts wohl die wenigsten geahnt haben. Der Schwerpunkt der oberschlesischen Industrie allerdings verlegte sich endgültig von den bisherigen Standorten in den weiten Wäldern des Landes und folgte dem Vorkommen der Kohle in dem großen Dreieck, das durch die Städte Beuthen, Gleiwitz und Myslowitz als Eckpunkte dargestellt wurde. Es sollte nicht lange dauern, bis auch dieser Rahmen gesprengt wurde und neue Gebiete im Rybniker und Pleßler Bezirk für die Industrie erschlossen wurden, die allerdings zum Teil noch bis heute verhältnismäßig unberührt und berufen sind, die Zukunft oberschlesischen Schaffens auf unbegrenzte Zeiten zu sichern.

In den Geburtswehen der Zinkperiode bildeten sich also die Träger des künftigen Reichtums heran. Georg von Giesches Erben begannen, ihre spätere Entwicklung zu formen. Die Grafen Ballestrem bauten klug und schöpferisch Stein zu Stein. Godullas Anteil war daran nicht unbescheiden. Godulla selbst begründete sein großes Vermögen in rastloser Tätigkeit. Aus seinem Schaffen sollte noch ein dritter Vermögenskreis befruchtet werden, der seinen tatkräftigen Meister in Franz von Windler fand. Die Graf Henckel von Donnersmark schalteten sich immer fruchtbarer in das Wirtschaftsgeschehen ein. Dazu kamen die Fürsten von Hohenlohe aus der Enge ihres Ehrenforster Reiches heraus und faßten im neuen Industrieerzieher Fuß. Die Fürsten von Pleß begannen, ihren Steinkohlenbezirk zu erschließen. Schließlich meldeten sich noch andere aufstrebende Kräfte, die alle zusammen schöpferisch wirkten und das Gesicht des Landes prägten. Sie stammen aus allen Bevölkerungskreisen. Wir begegnen unter ihnen Namen von Handelsherren,

Fabrikanten, Beamten, Akademikern, Bergmännern usw. Wir werden im Laufe der Entwicklung noch häufig den Erfolg ihrer Arbeit abschätzen lernen.

Doch wollen wir dem weiteren Geschehen nicht zu weit vorgreifen und zu unserer geschichtlichen Betrachtung zurückkehren, um das Verständnis zu wecken und zu schärfen für die Gegebenheiten, aus denen unser Oberschlesien wurde. Wir können freilich auch in den weiteren Abschnitten nur die markantesten Züge hervorheben und müssen es einer späteren, auf alle Einzelheiten eingehenden wirtschaftsgeschichtlichen Betrachtung überlassen, das ober-schlesische Werden mit minutiöser Genauigkeit aufzuzeichnen. In der Periode der 20er und 30er Jahre befinden wir uns jedenfalls in den „ober-schlesischen Gründerjahren“, wie man sie bezeichnen könnte, ohne daß dieser Bezeichnung das Odium der allgemeinen Gründerjahre anhaftet. Was in Jahrhunderten eingeleitet wurde und langsam wuchs, was seit der Eingliederung Schlesiens in den Staat Friedrichs des Großen liebevoll gehegt und gepflegt, gefördert und vorangetrieben wurde, jetzt sollte es Erfüllung werden und gewaltige Reichtümer zutage fördern, das Antlitz des ganzen Landes umformen und ihm seine neue Gestalt vorschreiben. Der Weg bis zum Heute sollte aber noch lang werden und voller Schwierigkeiten sein. Daß sie alle bezwungen wurden, ist ein herrliches Beispiel deutscher Tatkraft und deutscher Schaffensfreude.

Neue Galmeigruben werden erschlossen

Wenn man heute von Beuthen über Karf hinaus nach Mechtal wandert, dann überfieht man gleich hinter Karf linker Hand ein weiträumiges Gebiet von Dolomithalden und Bruchsteinen, dessen einstmalige Bedeutung man kaum noch erkennt. Hier befand sich einmal die Mariagrube, deren Galmei die Quelle des Reichtums zweier Schaffenskreise gewesen ist: des Godulla- bzw. Gräfl. Schaffgotth'schen Vermögens und des der Tiele-Winkler. Zwei Männer haben daran gebaut, die beide durch eigene Tatkraft zu hervorragenden Industriekapitänen werden, der schon oft genannte Godulla und Franz von Winkler.

Godulla hatte im Verlaufe des Zinkruns eingesehen, daß er sich, um wirklich vorteilhaft und unabhängig arbeiten zu können, eigene Galmeigruben erschließen müsse. Die Gruben der Georg von Giesches Erben und der Grafen Donnersmark reichten ja längst nicht mehr aus, um den Bedarf zu befriedigen. Godulla hatte sich schon beizeiten umgesehen und eine Galmeigrube Nachbarswille gemutet, mit der er aber nicht belehnt wurde, da der Staat das Feld für sich reserviert hatte. 1822 unternahm Godulla ergebnislose Bemühungen in der Nikolaier Gegend. Ebenso fruchtlos waren seine Anstrengungen im Tarnowitzer Bereiche. Da stieß er auf das Gelände, das wir oben beschrieben haben. Godulla fand und mutete hier eine Galmeigrube, die von der Chronik in Anbetracht ihrer Ausdehnung und ihres reichen Lagers als die „erste und wertvollste Galmeigrube Oberschlesiens“ erklärt wurde. Allerdings kam ihr zustatten, daß die bisherigen Mutungsbeschränkungen im Jahre 1821 aufgehoben worden waren, die nur kleine und kleinste Grubensfelder zuließen, und daß die Grube als erste mit einer Fundgrube und 1200 Maßen (= 1 037 428 qm) belehnt wurde.

Ihren Namen Mariagrube erhielt sie nach der Besitzerin des Geländes, der Maria Domes, die 1816 Franz Aresin geheiratet hatte und die beide sudeten-deutscher Abstammung waren. Ihr Vater, durch Kaufmannsgeschäfte reich geworden,

hatte 1812 Gut Mechtal gekauft, 1817 das Schloß gebaut, das den niedrigen Mittelteil des noch heute stehenden Schlosses bildet, und Gut und Schloß 1818 seinem Schwiegersohn überlassen. Maria Aresin übernahm das angebotene Mitbaurecht. Als ihr Schichtmeister war Franz Winkler tätig, der sich das Vertrauen der Eheleute Aresin zu erwerben verstand und schließlich, als Maria 1831 Witwe wurde, mit ihr die Ehe einging und aus ihrem Vermögen einen neuen Industriekomplex baute, der bis in unsere Tage hinein fortlebt und u. a. bei der Gründung der Stadt Rattowitz maßgeblich mitwirkte, nachdem Winkler die Herrschaften Myslowitz und Rattowitz an sich gebracht hatte.

Der Lebensgang Winklers gehört zu den außerordentlichen Erscheinungen in Oberschlesien. Es soll daher wenigstens kurz von ihm die Rede sein. Winkler stammt aus Tarnau, Kreis Frankenstein, wo er 1803 geboren wurde. Als armer Bauernbursche war er in jungen Jahren nach Oberschlesien gekommen, um Bergmann zu werden. Er arbeitete zunächst auf der Friedrichs- und der Königin-Luise-Grube, wo man auf seine Fähigkeiten aufmerksam wurde und den 18jährigen auf die durch königliche Verfügung vom 6. 1. 1803 gegründete und am 14. 2. 1804 eröffnete Bergschule in Tarnowitz schickte. Später kam er auf die Königsgrube und wurde schließlich Schichtmeister der Mariagrube. Unter Schichtmeister haben wir allerdings nicht den heutigen Begriff zu verstehen, sondern damals war der Schichtmeister der leitende Beamte oft von mehreren Gruben. Auf der Bergschule hatte Winkler auch seinen Freund Grundmann kennen gelernt, der später in die Geschichte Oberschlesiens entscheidend eingriff, als er der maßgebliche Berater Winklers und nach dessen Tode des Grafen Tiele-Winkler wurde. Winkler war übrigens in erster Ehe mit der Schwester des bekannten ober-schlesischen Bildhauers Kalide verheiratet gewesen, die aber früh gestorben war und ihm ein Töchterchen Waleka hinterlassen hatte. Diese wurde Erbin der Eheleute Winkler und heiratete den Leutnant von Tiele, der den Namen Tiele-Winkler annahm und in den Grafenstand erhoben wurde. Winkler selbst hat in seinen Lebenserfolgen Godulla noch übertroffen. Er wurde 1840 wegen seiner Verdienste um die ober-schlesische Wirtschaft geadelt und starb am 6. August 1851.

Die Mutung der Mariagrube war die bedeutendste Galmeimutung Godullas. Von ihr gingen die kräftigsten Impulse der Wirtschaftsentwicklung Oberschlesiens aus. Die Grube brachte ihren Besitzern Jahre hindurch die reichsten Erträge, die dazu benutzt wurden, den Besitzstand noch zu erweitern. Das erste halbe Jahr 1851 z. B. ergab 37 983 Kübel weißen und 81 981 Kübel roten Stückgalmei, dazu 81 773 Zentner Waschgalmei, 17 566 Zentner Grabengalmei und 11 719 Zentner Schlämme. Der Stückgalmei erbrachte 118 137 Zentner. Das angetroffene Bleierz mußte an die kgl. Friedrichshütte zum Selbstkostenpreise geliefert werden. Die Knappschaft bestand damals schon aus 493 Mann, darunter vier Steiger und Aufseher. Die Schächte und der Abbau waren ursprünglich recht billig gehalten. Die Technik wurde noch nicht in großem Umfange in Anspruch genommen. Später änderte sich das aber, sobald der Galmeiabbau auch in die Tiefe ging. Jetzt aber meldeten sich wieder die üblichen Schwierigkeiten: Wasserdurchbrüche und Schwimmsand.

Nur wenige Wochen nach der Mutung der Mariagrube mutete Godulla auf Bobreker Gelände die Elisabethgrube, die er ganz in seinen Besitz zu bringen verstand. Ihr Feld erstreckte sich auf Bobreker, Schomberger und Beuthener



Hochförderturm der Hohenzollergrube bei Beuthen (Nachtaufnahme)



Die Neue Bleischarleygrube bei Beuthen (Nacht Aufnahme)

Gelände. In ihrem Umkreise erfolgten noch weitere Mutungen, so daß mehrfache Konsolidationen vorgenommen wurden und die Grube zuletzt firmierte: Zinkerzgrube Neue Konf. Elisabeth. Ähnlich wurde in späterer Zeit die Mariagrube mit mehreren anliegenden zum Zink- und Schwefelerzbergwerk Konf. Maria zusammengefaßt.

Neben seinem Galmeitreiben vernachlässigte Godulla den Bau und Betrieb von Zinkhütten nicht. Wir wissen, daß Godulla mit der Carlschütte der Grafen Ballestrem seit ihrer Gründung eng verbunden war. In seinem persönlichen Eigentum standen die Bobrekhütte, die Gute-Hoffnung-Hütte und die Morgenroth-



Die Mariagrube

hütte. Diese vier Hütten verfügten über 70 Defen. Es ist für heutige Begriffe eine unfassbare Erscheinung, daß jemand im gleichen Interessengebiet die Rechte seines Auftraggebers wahren und ihm gleichzeitig gewissermaßen Konkurrenz bereiten kann. Damals war das noch möglich, und im Falle Godulla war es so, daß die Grafen Ballestrem ihm vertrauensvoll vollkommen freie Hand ließen.

Das Zink fordert Kohle

Ursprünglich hatte man in den Hütten mit Reduktions-Holzkohle gearbeitet. Langsam aber ging man zu dem Verbrauch von Steinkohlen über. Die vorhandenen Steinkohlengruben konnten den plötzlichen starken Bedarf der Zinkhütten nicht befriedigen, da ihre Zahl nur gering, die Förderung verhältnismäßig klein und außerdem zu einem guten Teile schon zweckbestimmt war. Wollten die Zinkhütten konkurrenzfähig bleiben, so mußten sie sich nach eigenen Steinkohlengruben umtun.

Ihrem Streben kam die Lockerung der berggesetzlichen Vorschriften im Jahre 1821 sehr entgegen. Die Mutungen und Beleihungen waren nicht mehr auf kleine und kleinste Felder beschränkt, sondern sie konnten jetzt bis zu einer Fundgrube und 1200 Maassen vergeben werden. Wir sehen daher in dieser Zeit alle Zinkproduzenten auf der Suche nach Steinkohlengruben.

Da der Brennstoffverbrauch der Zinkhütten sehr hoch war, ging das Bestreben dahin, Steinkohlengruben in der Nähe der Hütten zu erschürfen oder umgekehrt neue Zinkhütten in der Nähe von Steinkohlengruben zu bauen. Ferner sahen sich die Hütten wegen ihres hohen Brennstoffverbrauches gezwungen, ihn durch Anwendung geeigneterer Koftkonstruktionen zu vermindern. Namentlich die kleineren Kohlenfortimente, die die Gruben sonst kaum absetzen konnten, erwiesen sich als gut verwendbar. 1823 lobte die Oberberghauptmannschaft einen Preis von 300 Reichstalern für die Hütte aus, die ein ganzes Jahr lang nur Staubkohlen verfeuern würde.

Georg von Giesches Erben hatten schon um 1815 den Wert der Steinkohlengruben für ihre Hütten erkannt und deshalb den Betrieb der Scharleyer Hütten eingeschränkt, weil der Kohlenbezug für sie recht beschwerlich war. Dagegen bauten sie in der Nähe der bei Michalkowitz entstandenen Fannygrube eine Zinkhütte, die Georgshütte, die bald mehrfach erweitert werden mußte. 1815 wurden Giesches Erben mit der König-Saul-Steinkohlengrube bei Schlesiengrube belehnt, wo sie noch im gleichen Jahre die Davidhütte erstellten. Aber die neue Grube konnte die großen Wasserzuflüsse nicht bewältigen und kam zum Erliegen. Giesches Erben mußten sie nach einer neuen Steinkohlenbasis umsehen und erwarben 1833 92 Ruxe der ein Maximalgrubenfeld darstellenden Morgenrothgrube bei Schoppinitz und die benachbarte Augustegrube. Damit stießen Giesches Erben in einen vollkommen neuen Bezirk vor. Man erwarb bei Schoppinitz Gelände und baute die Wilhelminehütte, deren erste Defen im Herbst 1834 in Betrieb gesetzt wurden. Alle Giescheshütten bildeten die Grundlagen für später entstehende größere Werke.

Hand in Hand mit den Bemühungen um Steinkohlengruben gingen die Bestrebungen, großen Grundbesitz zu erwerben, um sämtliche Ruxe einer Grube ungeschmälert in die Hand zu bekommen. Wieder war es Godulla, der mit einem Scharfsinn ohnegleichen spürte, wo man am besten ansetzen muß. Er brachte nach und nach die Güter Schomberg, Orzegow und Bobref an sich und begründete dort das Stammreich der Schaffgotsch mit seinen gewaltigen unterirdischen Reichtümern. Ebenso erwarb er das Rittergut Bujakow. Damit war ein wichtiger Teil des heutigen Industriebezirks für den Steinkohlenabbau bereitgestellt. Godulla begann sofort mit den Schürfarbeiten. Er hatte auch die Güter Ruda, Rudahammer und Biskupitz gepachtet und wurde so gleichzeitig alleiniger Tonlieferant für die tönernen Muffeln der Zinköfen.

Die unter dem Namen König David von der Immediatkommission angetroffene Kohlengrube bei Orzegow war 1820 „totgefahren“ worden. Bei der kurz vor dem Erwerb des Gutes durch den Forstinspektor Harnisch aus Raklo für die Morgenroth-Zinkhütte gemuteten Sonnenblume nahm Godulla das Mitbaurecht in Anspruch, während er die beiden anderen Gruben Rosalie und Stein ganz an sich brachte. Die erste Godullasche Eigenmutung Abel auf Biskupitzer Territorium wurde für Godulla ein Fehlschlag, da er dort den Neudecker Hendel ins Gehege kam, die eben das Rittergut Jabrze erworben und die „Concordia“

gemutet hatten. Die Händel hatten sich zu gleicher Zeit wie Godulla auf die Land-
suche gemacht und neben Alt-Zaborze, Zaborze, Sosnika, Schlesiengrube, Ober-
und Nieder-Schwientochlowitz gekauft. Umso mehr Glück hatte Godulla mit seinen
übrigen Eigenmutungen, die mit der Orzegow-Steinkohlengrube zu einer Fund-
grube und 1200 Maassen begannen. 1834 in Betrieb gesetzt, wurde sie schon 1837
mit der Steingrube zur Konf. Orzegow verbunden und später noch mehrfach mit
anderen Feldern konsolidiert. 1833 schürfte Godulla die Steinkohlengrube
Schomberg, 1837 wieder auf Orzegower Boden die Neue Bergfreiheit, 1838 auf
dem Gute Bujakow die Berthuska. Außerdem erwarb er Anteile von sechs Fremd-
gruben, u. a. der Louise im Beuthener Schwarzwalde, von der auch die Stadt
Beuthen Ruze besaß, und der Lithandra-Steinkohlengrube, die von dem Tarno-
witzer Apotheker Cochler gemutet worden war und deren Miteigentümer Apotheker,
Ärzte, ein Pastor, ein Bürgermeister, ein Stadtgerichtssekretär, ein Inspektor und
ein Salzfaktoreiassistent waren. Schließlich sei noch die Mathildegrube auf Schwien-
tochlowitzer Gelände erwähnt, wo Godulla einige Ruze erwarb, wohl um einen
Horchposten gegenüber dem Grafen Händel zu haben.

Godulla griff aber auch nach weiter abgelegenen Territorium über und erscheint
eines Tages im Kattowitzer Umkreise, wo er 1841 mit der Cleophasgrube belehnt
wurde. Dazu kamen noch die Steinkohlengruben Jenny, Josef, Adam, Eva und
Rinaldo, die nach Godullas Tode 1855/56 mit Cleophas zur Konf. Cleophasgrube
vereinigt und 1880 an die Bergwerksgesellschaft Georg von Giesches Erben ver-
kauft wurden. Im übrigen betätigte sich im Kattowitzer Revier vor allem Franz
Winkler. Damals entstanden die Ferdinandgrube (1822/24), die 1844 mit anderen
Gruben konsolidiert wurde, die später zur Myslowitzgrube konsolidierten „Danzig“
und „Neu-Danzig“, die Steinkohlengrube Jacob (1837/40) u. a. Die Beuthener
Händel muteten in den 30er und 40er Jahren Steinkohlengruben bei Kochlowitz,
Neudorf, Siemianowitz und Radzionkau. Die Neudecker Händel riefen ihrerseits
Gruben bei Schwientochlowitz, Schlesiengrube, Kochlowitz und im Beuthener
Schwarzwalde ins Leben.

Auch im Orzescher Revier ließ sich Godulla häuslich nieder. Hier bestand schon
1792 eine Minette-Steinkohlengrube. Godulla selbst hat in Bujakow vier Gruben
gemutet. Schon vorher hatte er von dem Dekonomie-Kommissionrat und Land-
schaftssyndikus Cuno aus Ratibor Ruze der Steinkohlengrube Robert gekauft.
Diese und die Bujakower Gründungen Berthuska, Bujakow, Albertine und Glas-
hütte ergaben (1856/57) die Konf. Bujakow-Steinkohlengrube, die nach dem Welt-
kriege durch weitere Zusammenfassungen schließlich die siebenmal größere Konf.
Koppitzgrube wurde und sich über acht Gemeindebezirke erstreckt. Ein Gruben-
betrieb ist hier jedoch noch nicht vorhanden, sondern der Kohlenvorrat wird für
die Zukunft aufbehalten. Schließlich mutete Godulla im Orzescher Revier die
Philippgrube, wobei er mit Wilhelm Schneider in Streit geriet, der ursprünglich
Schichtmeister auf der Königsgrube, dann bis 1839 Generalbevollmächtigter des
Grafen Hugo Händel gewesen war und das Rittergut Ormontowitz gekauft hatte,
ein Mann, der ebenfalls klein angefangen hatte, aber zu seiner Zeit zu den
reichsten Männern Oberschlesiens zählte. Seine letzten Kohlemutungen vollzog
Godulla dann wieder in seinem ursprünglichen Revier.

Zur gleichen Zeit beginnt die zweite Besitzperiode der Grafen Ballestrem, in
der bis 1857 zusammen 14 Gruben auf Rudaer und Biskupitzer Gebiet erschlossen

wurden, darunter Wolfgang (1841), Ruda (1845), Carl Emanuel (1845), Hedwigwunſch (1853) und Caſtellengo (1857).

Die Steinkohle geht zum Tiefbau über

Der erſte oberſchleſiſche Steinkohlenbergbau befaßte ſich nur mit den oberen Flözen. Aber bald traten neue Anforderungen an ihn heran. Sie machten ſich zuerſt bei den Balleftremſchen Gruben bemerkbar. Die oberen Flöze der Brandenburggrube waren erſchöpft, und deshalb entſchloß ſich Graf Carl Ludwig 1823, größere Teufen durch die Aufſtellung einer Dampfmaſchine zu erſchließen. Er tat dies, obwohl ihm „die ungünstigen, ja drückenden Zeitumstände keine Erſparniſſe geſtatteten“. Die beträchtlichen Mittel für den Tiefbau mußten durch die Aufnahme von Pfandbriefen in Höhe von 20 000 Rthlr. auf die Fideikommißgüter beſchafft werden.

Auch die fiſkalische Königin Luiſegrube mußte ſich zum Tiefbau entſchließen. Die liegenden Flözpartien oberhalb der Stollenſohle waren zum großen Teil verhauen. 1837 gab es keine badkohleführenden Flözteile mehr. Die Grube ſah ſich daher vor die Entſcheidung geſtellt, entweder den Betrieb einzustellen oder zum Tiefbau überzugehen. Man ſchwankte lange, entſchied ſich dann aber doch für den Tiefbau. Noch im Jahre 1838 griff man ihn nach den Plänen des Bergmeiſters von Pannwitz und des Geheimen Bergrats Dechen an, indem man den Förderungs- und Wasserhaltungſchacht Dechen anſetzte. Mit der erſten Tiefbauſohle wurden die drei liegenden Flöze Reden, Poſchhammer und Heiniz in einer Teufe von 82 Metern gelöſt. Die weiteren Vorrichtungsmäßnahmen brachten ungeahnt günſtige Ergebnisse beſonders an badfähigen Kohlen. Die Grube ſollte jetzt ihren erſten großen Aufſchwung erleben. Nacheinander wurden neue Schächte abgeteuft, nachdem 1846 der Marienſchacht angelegt war. 1850 entſtand der Deynhauſenſchacht, in deſſen Nähe Graf Hugo Henſchel von Donnersmard eine Koksanlage errichtete. 1853 baute man den Stallenſchacht ab, bei dem eine Koksanlage der Redenhütte ins Leben gerufen wurde. Dazu geſellten ſich ſpäter noch die Koksanlagen Glüdauf, Porembe, Skalley und die Koksanlage der Oberſchleſiſchen Eiſenbahn.

Bald wurde der Uebergang zum Tiefbau auf den oberſchleſiſchen Gruben allgemein.

Auch das Eiſen ſetzt ſich durch

Das Zink baute die Kohle. Die Kohle rief nach dem Eiſen. So kann man die Lage um die 30er Jahre des 19. Jahrhunderts kennzeichnen. Die ſteigenden Förderungsergebnisse der Steinkohlengruben warfen die Frage nach einer zweckentſprechenden Verwertung der nicht abſehbaren Ueberschüſſe auf. Der Bedarf der Zinkhütten war im weſentlichen gedeckt. Eine Ausfuhr von Steinkohlen kam bei den unglaublich ſchlechten Verkehrsverhältnissen in Oberſchleſien noch nicht in Frage. Es lag alſo der Gedanke nahe, die benachbarten Standorte von Kohle und Erz zu benutzen, um das Eiſenhüttenweſen noch ſtärker auszubauen als es ſchon geſchehen war. Reden hatte mit der Gleiwitzer Hütte und der Königshütte den Weg gewieſen. Die Gleiwitzer Hütte war vorbildlich geblieben und hatte 1836 die Erhitzung der Gebläſeluft eingeführt, durch die eine Kokſerſparnis von 25 v. H. erzielt wurde. Später wurde eine Dampfgebläſemaſchine aufgeſtellt und der Hochofenbetrieb weſentlich geſteigert. Graf Renard, der Schwiegerſohn des letzten Colonna, hatte das Werk ſeines Schwiegervaters fortgeführt und erweitert. In



Bergmannsdenkmal auf dem Grubenhofe der Karsten-Centrumgrube



Das Rathaus in Oppeln



Altes Rathaus in Rybníř

Malapane hatte er in der Zeit von 1814 bis 1821 die Renardshütte errichtet und 1836 das Zamadzkiwerk in Andreashütte, bestehend aus acht Frischfeuern und vier Hammergerüsten, in Betrieb gebracht. Schon 1814 war hier ein Puddelwerk entstanden. 1843 wurde die Anlage durch ein Stab- und Feineisenwalzwerk ergänzt. Die Renardschen Unternehmungen lagen aber noch abseits von dem sich täglich stürmischer entwickelnden eigentlichen Zentralrevier.

In der Nähe von Kattowitz schuf der schon bei dem Entstehen der Gleiwiger Hütte beteiligte Schotte Baildon ein Puddelwerk, die Baildonhütte. Aus seiner Hand ging sie in den Besitz der Ratiborer Patrizierfamilie Doms über, die sie in den 70er Jahren an Hegenscheidt verkaufte, von wo sie schließlich an die Oberschlesische Eisenindustrie A. G. in Gleiwitz gelangte.

Die bedeutendste Gründung dieser Jahre war die der Laurahütte durch Graf Hugo Hencel von Donnersmark auf Raklo im Jahre 1835. Es wurde das erste und größte Werk seiner Art in Ostdeutschland und überhaupt eins der ausgedehntesten in ganz Deutschland. Es bestand aus Hochofenanlagen, Puddlings- und Walzwerken. Die Hochofen wurden 1839, die übrigen Werksteile 1840 in Gang gebracht. In Antonienhütte wurde die Hochofenanlage umgebaut und auf vier Defen erweitert, die ihr Roheisen an die Laurahütte abgaben. In Hugohütte bei Tarnowitz entstand ein neues Hochofenwerk. Unter dem Eindruck der Erfolge der Gleiwiger Hütte entschloß sich Graf Lazarus Hencel von Donnersmark, seinen Betrieb von Holzfohlenhochofen einzuschränken und dafür ein Kokshochofenwerk zu bauen. So entstand in den 30er Jahren die „Bethlen-Jalvahütte“ in Schwientochlowitz mit einem Hochofen, dem 1845 ein zweiter folgte. Später wurde das Werk noch durch ein Puddel- und Walzwerk und eine kleine Maschinenfabrik mit Eisengießerei und Koksanstalt erweitert. 1841 wurde auch die Friedenshütte gegründet, die gleichfalls die größte Bedeutung erlangte.

Die Eisenbahn kommt nach Oberschlesien

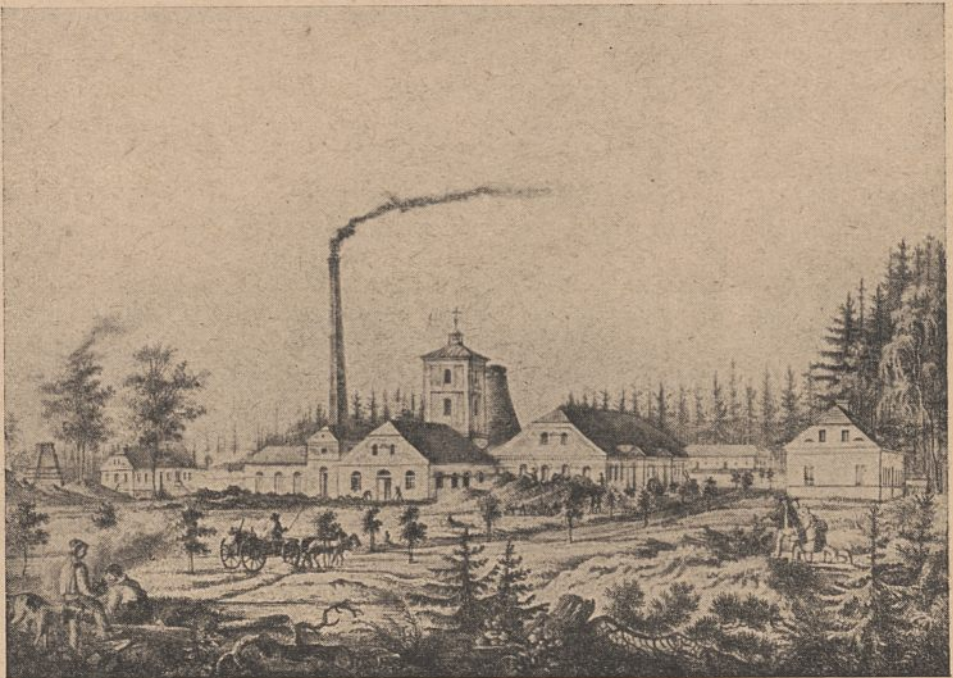
Um diese Zeit begann auch die Eisenbahn die Länder zu erschließen und den Produkten neue Wege zu ebnen. 1835 fuhr die erste deutsche Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth. Fast wäre Oberschlesien den Nürnbergern damals zuvor gekommen. Schon im Jahre 1834 nämlich tauchte die Idee auf, von der damals geplanten Kaiser-Ferdinand-Nordbahn aus eine Verbindung durch Oberschlesien nach Breslau zu schaffen. Regierungs- und Baurat Krause in Oppeln vertrat damals den Plan, eine Bahn bei Neu Werun beginnen zu lassen und sie über Klein Chelm, Deutsch Piefar, Raklo, Friedrichshütte (bei Tarnowitz), Königshuld, Rupp und Karlsmarkt nach Breslau zu führen. Bei näherer Prüfung stellte sich aber heraus, daß diese Linienführung den beabsichtigten Zweck nicht erfüllen würde. Innerhalb der Direktion der neugegründeten Eisenbahngesellschaft entschloß man sich vielmehr, die Eisenbahn auf der linken Oderuferseite zu führen, wodurch die Städte Ohlau, Brieg und Oppeln an die Bahn angeschlossen werden konnten.

Die Vorarbeiten wurden mit großer Energie aufgenommen. Sie wurden aber gehemmt, da zwischen den Städten Ratibor, Gleiwitz und Pleß ein großer Streit über die Linienführung ab Oppeln ausbrach. Die Oberschlesische Eisenbahngesellschaft ließ sich jedoch durch die Schwierigkeiten nicht abhalten, zunächst den Bahnbau von Breslau nach Oppeln zu beginnen, so daß dieser

Streckenteil schon 1842/43 dem Verkehr übergeben werden konnte. Die weitere Linienführung sollte jetzt ihre Ausrichtung auf eine Verbindung sowohl nach Wien als auch nach Warschau erhalten. So entschloß man sich, die Bahn durch das ober-schlesische Industriegebiet nach Myslowitz zu bauen und sie bis zur damaligen österreichischen Grenze hinter Neu Berun gegen Auschwitz zu führen, wo sie die Warschau-Wiener Bahn erreichen sollte. Um aber eine direkte Verbindung auch nach Wien zu erhalten, gründete man die „Wilhelmsgesellschaft“, die bei Cosel (Hendebreck) abzweigen und über Ratibor nach Oderberg führen sollte.

Die Strecke von Oppeln bis Schwientochlowitz konnte 1845 fertiggestellt werden. Bis nach Myslowitz wurde sie 1846 geführt und in Betrieb genommen. Damit war das ober-schlesische Industriegebiet im Kern an das werdende große Verkehrsnetz angeschlossen. Die Grenzstrecke über Myslowitz mußte in der Richtung nach Auschwitz eine Abweichung nach Slupna hinnehmen und kam erst 1847 zur Eröffnung, da der Ausbau der Kaiser-Friedrich-Nordbahn eine Verzögerung erfahren hatte. Inzwischen war auch der Streckenteil Hendebreck—Ratibor der Wilhelmsbahn dem Verkehr übergeben worden. 1848 folgte die Grenzstrecke nach Oderberg. Im gleichen Jahre wurde die Bahn von Brieg nach Reisse erbaut.

Es ist heute interessant, sich einmal die Eisenbahnstationen der damaligen Zeit zu vergegenwärtigen. Von Breslau aus hielten die Züge in Ohlau, Brieg, Löwen, Oppeln, Gogolin, Hendebreck, Rudgershagen, Glewitz, Hindenburg, Ruda, Morgenroth, Schwientochlowitz, Rattowitz und Myslowitz. Es fällt auf, daß



Die Friedenshütte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts

Beuthen, schon damals doch eine bedeutende Stadt, keinen Bahnanschluß hatte. Wenn die Bürger zur Bahn wollten, dann hatten sie eine gute Meile Weges zum nächsten Bahnhof. Das lag nicht etwa an einem Uebelwollen der Eisenbahngesellschaft gegenüber Beuthen. Nein, die damaligen Beuthener Stadtväter wollten nichts von der Eisenbahn wissen. Sie fürchteten in ihrer Kurzsichtigkeit, daß ihre Geschäfte geschädigt werden könnten. Es klingt unfassbar, daß solche Ansichten in einer Stadt möglich waren, die Jahrhunderte hindurch in Oberschlesiens Entwicklung ein maßgebliches Wort mitgeredet hatte. Als die Beuthener Stadtväter sich endlich besannen, daß sie ein rechtes Schildbürgerstück geleistet hatten, war es zu spät. Auch die nächste Eisenbahnlinie, die in dieser Gegend gebaut wurde, führte



Gleiwitz um 1850

an Beuthen vorbei, und es sollte noch lange dauern, bis die Stadt ihre eigene Eisenbahn und ihren Bahnhof bekam.

Der ober-schlesische Eisenbahnbetrieb entwickelte sich recht gut. Die Einnahmen beliefen sich 1846 auf 520 471 Taler und erreichten 1857 bereits 2 942 260 Taler. An Frachtgütern kamen 1846 72 157 Tonnen zum Versand, 1857 war das Versandgut auf 953 000 Tonnen gestiegen. Die Kohle war dabei mit 480 000 Tonnen vertreten. Unter diesen Umständen wurde der weitere Ausbau des ober-schlesischen Eisenbahnnetzes verhältnismäßig rasch fortgesetzt. 1856 entstand die Bahn Ratibor—Leobschütz und Buchenau—Nikolai—Idaweißche. Damit war die durchgehende Verbindung von Leobschütz über Ratibor nach Kattowitz hergestellt, die für die Versorgung des Industriebezirks mit landwirtschaftlichen Produkten sehr wichtig

war. Das Tarnowiger Becken blieb bei diesen Eisenbahnbauten zunächst unberücksichtigt. 1855 wurde zwar die Opperln-Tarnowitzer-Eisenbahngesellschaft gegründet, deren Betrieb 1858 übergeben wurde. Ein Weiterbau der Strecke in das Zentralrevier einerseits und nach Breslau andererseits scheiterte aber an den der Oberschlesischen Eisenbahn vom Staate, der sich seinerseits an Bahnbauten uninteressiert zeigte, verliehenen Vorrechten.

Die quer durch das Industriegebiet führende Hauptstrecke war zunächst nur für die in unmittelbarer Nähe liegenden Gruben- und Hüttenanlagen von Vorteil. Dagegen konnten die vielen anderen Werke, die sich in den letzten Jahrzehnten im ganzen Revier ausgebreitet hatten, nur unter großen Schwierigkeiten an die Hauptbahn heran, zumal die Landstraßen aber auch alles zu wünschen übrig ließen. In der schlechten Jahreszeit hatten sie überhaupt keine Verbindung. Zwar bauten einzelne Werke Kunststraßen und Anschlußgleise zur Eisenbahn, aber damit konnte dem allgemeinen Notstand nur wenig abgeholfen werden.

Die Oberschlesische Eisenbahngesellschaft überlegte daher schon frühzeitig, wie man dem dringenden Bedürfnis nachkommen könnte und entschied sich für den Bau von Schmalspurbahnen, die bis heute von lebenswichtiger Bedeutung für das ganze Gebiet geblieben sind. Sie entschloß sich, die Gruben und Hütten untereinander durch ein Schmalspurnetz (Grubenbahnen) zu verbinden und diese durch ein Netz anderer Linien (Industriebahn) an die Hauptstrecke heranzuführen. Diesmal zeigte sich der Staat sogar stark interessiert und gewährte dem Plan jede Förderung, so daß schon im Jahre 1851 mit dem Bau der 31 Kilometer langen Stammbahn Tarnowitz-Karß-Beuthen-Laurahütte-Paulshütte (westlich Myslowitz) begonnen werden konnte. Anschlußgleise führten aus der Teilstrecke Laurahütte-Paulshütte nach den Stationen Rattowitz und Kunigundeweiche der Hauptbahnstrecke und ferner von Beuthen über Jurezko nach Scharley. 1855 wurde die 11 Kilometer lange Strecke Karß-Morgenroth und 1872 die 5 Kilometer lange Strecke Karß-Borsigwerk gebaut. Bis zur Verstaatlichung der Bahnen im Jahre 1884 entstanden insgesamt 64 Anschlußgleise in einer Gesamtlänge von 45 Kilometern.

Während die Hauptlinien der Schmalspurbahn durch Dampfzüge betrieben wurden, hatten die Nebenlinien Pferdebetrieb. Dieser wurde 1856 an den Unternehmer Pringsheim verpachtet, im Jahre 1860 auch der gesamte Betrieb und Verkehr. In diesen Händen blieb er bis zum Jahre 1904, da der Pachtvertrag mehrfach verlängert wurde.

Ueber ein Jahrzehnt sollten nach der ersten Bauperiode keine weiteren Verbesserungen des Eisenbahnwesens mehr vorgenommen werden. Erst die notwendig wachsenden Bedürfnisse erzwangen später nicht nur ein größeres Interesse des Staates, sondern auch den Bau weiterer Bahnen.

Die ober-schlesischen Notjahre 1847/48

Die Eisenbahn hatte also in Oberschlesien ihren Einzug gehalten. Aber das flache Land befand sich noch immer in einem Zustande, den wir uns heute gar nicht mehr vorstellen können. Die Bevölkerung lebte dort in primitiven Verhältnissen und konnte sich nicht so rasch aus der Erbuntertänigkeit erheben. Der Bauer war arm und mürrisch. Fortschrittliche Elemente hatten wohl schon den Geist der Zeit

begriffen und befanden sich auf dem besten Wege des Aufstieges. Sie setzten nicht nur ihre landwirtschaftlichen Produkte zu guten, bis dahin in Oberschlesien ungekannten Preisen ab, sie verdienten auch reichlich durch Fuhrgeschäfte, da die Gruben und Hütten daran einen starken Bedarf hatten.

Die breite Masse aber hatte wenig Anteil an dem Aufstieg. Für die Gruben- und Hüttenarbeiter begannen die Industrieherrn freilich schon im eigenen Interesse zu sorgen. Oberschlesien war damals in weiten Teilen von einem großen Fehler beherrscht, dem Schnapsteufel, der bei der karglichen Nahrung der Menschen umso ärgere Auswirkungen hatte. Es wurde zwar von kirchlicher Seite eine große Aktion gegen den unmäßigen Alkoholgenuß mit bestem Erfolge durchgeführt, aber die jüdischen Schmarozer, die ihre Konjunktur erkannt hatten, drängten sich, von Galizien her kommend, immer mehr in die Bevölkerung und machten sie durch schmutzige Borggeschäfte von sich abhängig.

Eine große Notzeit mußte danach verheerende Folgen haben. Man spürte sie zum ersten Male besonders stark in den Jahren 1847/48. Seit 1845 hatte es in Oberschlesien Mizernten gegeben, besonders die Kartoffelernten waren unzulänglich. Als 1846 die Ablösung der Roboten begann, da war die Mizernte schon so weittragend, daß öffentliche Hilfe in Anspruch genommen werden mußte. Die Not wurde aber in den Kreisen Pleß und Rybnik immer größer, so daß im Sommer 1847 Gras, Klee und Pilze als Nahrungsmittel dienen mußten. Auch in den Städten begann der Hunger um sich zu greifen.

Unter diesen Einflüssen, die noch durch riesige Ueberschwemmungen verstärkt wurden, brachen Seuchen aus. Zunächst breitete sich im Pleßer Kreise die Ruhr aus, die etwa 10 v. H. der Bevölkerung als Todesopfer forderte. Dann kam noch eine schwere Typhusepidemie auf, die nicht nur den Pleßer, Rybniker und Ratiborer Kreis erfaßte, sondern auch in die Kreise Gleiwitz, Beuthen, Lublinik, Groß Strehlik, Kolenberg, Cosel und Leobschütz eindrang. Zur Bekämpfung der Seuchen weilte damals Rudolf von Virchow in Oberschlesien, der in flammenden Berichten Not und Elend in Oberschlesien schilderte und dringend Abhilfe forderte. Die gesamte Presse Deutschlands befaßte sich damals mit der ober-schlesischen Hungersnot und ihren Folgeerscheinungen. Alles sah nach diesem Lande, das sich aber letzten Endes wieder selbst aus der Not herausarbeiten mußte, um einem neuen Aufstieg entgegen zu gehen.

Im Gefolge der Seuchen entwickelten sich schwere Unruhen. Eisen und Zink fanden gar keinen oder doch nur schlechten Absatz. Die Preise stürzten wie nie zuvor. Umgekehrt stiegen die Preise der Feldfrüchte enorm an. Die junge Montanindustrie wurde von einem neuen Fieber geschüttelt, an dem manches Werk zugrunde ging. An ein besonders plastisches Beispiel sei erinnert: Prinz Wilhelm von Preußen — der nachmalige Kaiser Wilhelm I. — und Prinz Carl von Preußen hatten von Windler 1846 die Güter Ballowitz und Woszczyn, Orzesche und Taschkowitz mit allen in ihrem Gebiete liegenden Gruben- und Hüttenwerken für 630 000 Reichstaler erworben. In der Notzeit aber, als der ganze Betrieb stockte und der Absatz schwand, während gleichzeitig die Werke als Erwerbsquellen von Hunderten von Arbeitern erhalten werden mußten, sahen sich die neuen Besitzer zur Aufnahme größerer Geldvorschüsse bei von Windler gezwungen, bis man sich einigte, die Besitzungen wieder an von Windler für den Kaufpreis zurückzugeben.

Das war Anfang März 1850. Fast 200 000 Reichstaler Vorschuß hatte die Aufrechterhaltung des Betriebes der Berg- und Hüttenwerke bei Orzesche erfordert.

An die Größe der Not erinnern noch die bleiernen „Hungermedaillen“ aus dieser Zeit. Eine solche Medaille, die zum Preise von zwei guten Groschen vertrieben wurde, zeigt als Inschrift: „Im Jahre 1847 galt in Oberschlesien der Saß oder 2 pr. Scheffel Weizen 11 Rthlr. (= 33 heutige Mark!), Roggen 10 Rthlr., Gerste 8 Rthlr., Hafer $3\frac{1}{2}$ Rthlr., Erbsen 9 Rthlr., Kartoffeln 2 Rthlr.“

Die junge Industrie tat, was sie konnte, um ihren Arbeitern über die Not hinwegzuhelfen. Dennoch konnte sie nicht überall das Verhängnis aufhalten, das neben Hunger und Seuchen die Unruhen verursachten. Godulla, den das Volk ja nie verstand, mußte aus seinem Reiche in Kuda flüchten und suchte Unterschlupf auf Gut Stillersfeld, das dem Beuthener Landrat von Tieschowitz gehörte, in dessen Hause Godulla als Kreisdeputierter ständig verkehrte. Ebenso treffen wir ihn in Randsdorf, woher bekanntlich seine Mutter stammte. Schließlich begab sich Godulla nach Breslau, wo er am 6. Juli 1848 starb, allerdings nicht an der Cholera, vor der er angeblich geflüchtet sei, die ihn aber dennoch erreicht haben soll, wie man später erzählte, sondern an Blasensteinen. 66 Jahre war Godulla alt geworden. Er wurde auf dem Friedhofe von St. Adalbert in Breslau beerdigt.

In seinem Testamente setzte Godulla ein schlichtes Arbeiterkind, Johanna Grzyzik, das der sonst menschenfeue Godulla wegen seiner natürlichen Frische lieb gewonnen hatte, zur Alleinerbin ein. Das Mädchen erfuhr in Breslau eine sorgfältige Erziehung und heiratete 1858, nachdem sie in Würdigung der Verdienste des Erblassers den Namen Grzyzik von Schomberg-Godulla erhalten hatte, den königlichen Leutnant und Regierungsreferendar Hans Ulrich Graf Schaffgotsch. Godullas sterbliche Ueberreste wurden 1909 exhumiert und in einer Gruft der von der Gräfin Schaffgotsch erbauten Schomberger Kirche endgültig beigelegt.

Nur wenig später als dieser Große des ober-schlesischen Landes starb im Jahre 1551 nach einer wegen eines Leberleidens in Karlsbad durchgeführten Kur bei einem Besuche der Adelsberger Grotte in Krain der andere große Industrieführer Oberschlesiens, Franz von Winkler, 48 Jahre alt, an einem Schlaganfall. Um seinen Tod kursierten nachher die unglaublichsten Gerüchte, so das eine, daß er auf einer Englandreise als Spion hingerichtet worden sei. Der Zufall wollte es also, daß gerade diese beiden Männer in und kurz nach Oberschlesiens Notzeit dahingerafft wurden. Ihr Werk sollte aber bestehen und durch geschickte Hände weitergeführt werden, so daß es direkt oder indirekt bis auf den heutigen Tag von Bestand geblieben ist und alle Stürme überdauert hat.

Die Zeit von 1850 bis zur Jahrhundertwende

Der Bergbau wird auf eigene Füße gestellt

Die Rev. Bergordnung Friedrichs des Großen vom Jahre 1769 hatte in Oberschlesien noch recht primitive Bergbauverhältnisse angetroffen. Es mußte deshalb versucht werden, ihn in Bahnen zu lenken, die eine gedeihliche Entwicklung versprachen. Man konnte nicht jeden, der wollte und der vielleicht wenig oder gar keine Ahnung vom Bergbau hatte, auf dem empfindlichen Instrument spielen

lassen, das berufen war, Schlesiens Reichtum zu begründen. Man führte daher das Direktionsprinzip ein, das die Leitung der Berg- und Hüttenwerke den staatlichen Behörden vorbehielt. Diese Bestimmung erwies sich in den ersten Jahrzehnten des neuen Weltens als sehr segensreich, weil dadurch viele Hemmnisse von vornherein ausgeschaltet werden konnten, die sonst die junge Industrie sicher beunruhigt hätten. Inzwischen aber war die Industrie mündig geworden. Sie empfand das Direktionsprinzip mehr und mehr als Zwang, der sie in ihrer Entwicklung, die immer raumgreifendere Schritte annahm, nur hemmte.

Das Gesetz über die Verhältnisse der Miteigentümer eines Bergwerks vom 12. Mai 1851 brachte die Beseitigung der staatlichen Bevormundung des Privatbergbaus. Allerdings wurde auch jetzt noch nicht die Betriebsleitung durch den Staat einfach abgeschafft. Es wurde nur eine Repräsentation der Gewerkschaften ins Leben gerufen, die sich entscheiden konnte, ob sie der Bergbehörde die Grubenverwaltung abnehmen wollte oder nicht. Viele kleinere Gruben machten von dem neuen Rechte zu ihrem eigenen Segen keinen Gebrauch. Die anderen aber, die sich schon zu ansehnlichem Umfange ausgeweitet hatten, begrüßten die Freiheit, die sie in der Folge zu nutzen verstanden. Zahlreiche neue Steinkohlengruben wurden in dieser Zeit errichtet. Graf Hugo Henckell von Donnersmark (Beuthen) z. B. gliederte 1855 bis 1857 seinem Besitz weitere Gruben bei Antonienhütte, Kocklowitz, Laurahütte und Beuthen (Heinich und Kockberg) an. Umfassende Bohrungen führten 1867 bis 1871 zur Verleihung der konf. Siemianowitzer und der neu konf. Radzionkauer Steinkohlengruben und anschließender Felder.

Die volle privatrechtliche Freiheit in der Verfügung über das Bergwerkseigentum und in seiner Verwaltung brachte das 1865 in Kraft getretene Allgemeine Berggesetz. Der Staat traf aber alle Sicherungen, die das Prinzip der Volkswirtschaft und die Pflichten gegenüber der Allgemeinheit forderten. Auch der als besonders unangenehm empfundene Steuerdruck wurde nach und nach gemildert. 1861 schlossen sich die ober-schlesischen Montanindustriellen im Ober-schlesischen Berg- und Hüttenmännischen Verein zusammen, nachdem schon vorher ein loser Zusammenschluß bestanden hatte. Im Laufe von 80 Jahren entfaltete er dann eine überaus fruchtbare und segensreiche Tätigkeit.

Kalk und Portland-Zement als neue Industriezweige

Der ober-schlesische Muschelkalkkrücken birgt einen anderen Reichtum, den man schon früh auszubeuten versucht hatte. Man verwandte den Kalkstein ursprünglich zu Bauzwecken und ging später dazu über, ihn in einfachen Feldöfen zu brennen und als Maurermörtel zu verarbeiten. Bei dem wachsenden Kalkbedarf gewann nun auch die Kalkindustrie ständig steigende Bedeutung. Ueberall in den Kreisen Oppeln und Groß-Strehlitz erstanden neue Kalkbrüche, wurden Brennöfen und Transportanlagen errichtet. Aber die Arbeitsmethoden waren noch sehr primitiv.

Zur gleichen Zeit, in der man in anderen Ländern erfolgreiche Versuche machte, einen hydraulischen Kalk zu erzeugen und ein Engländer den „Portland-Zement“ produzierte, der bald den Weltmarkt beherrschen sollte, wandte man sich auch in Deutschland der Herstellung des Zements zu. Die erste Fabrik wurde 1854 in Stettin errichtet. Rasch hatte man heraus, daß das mächtige ober-schlesische Kalkvorkommen und die Tonlager in den Kreisen Groß-Strehlitz und Oppeln eine geradezu ideale Basis für eine Portland-Zementindustrie darstellten. Im Jahre

1857 wurde daher in Oppeln die erste derartige Fabrik errichtet. Sie konnte unter günstigen Bedingungen arbeiten. Die für den Produktionsprozeß erforderlichen Kohlen wurden ohne besondere Schwierigkeiten aus dem Industriebezirk herangeholt. Andererseits war das aufblühende Industrieland ein sehr guter Abnehmer des Oppelner Produktes. Dazu eröffneten sich vielversprechende Absatzausichten nach den Gebieten Sachsen, Posen, Ost- und Westpreußen, die über Rohstoffe zur Zementherzeugung in nennenswertem Umfange nicht verfügten. Die Erzeugung stieg von Jahr zu Jahr und machte schon 1866 die Errichtung einer zweiten Fabrik erforderlich. Wir werden später noch sehen, daß die oberschlesische Zementherzeugung im Laufe der Zeit einen wichtigen Faktor des Landes darstellen sollte.

Die Eisenindustrie wird wieder größer

Im Jahre 1844 hatte die preußische Regierung einen Roheisenzoll eingeführt, der einen sehr guten Einfluß auf die Entwicklung der Eisenindustrie ausübte. Unter seinem Schutze konnte sich auch die oberschlesische Eisenindustrie in erfreulichem Umfange ausbreiten. Es entstanden neue große Werke. Die schon vorhandenen konnten erweitert und ausgebaut werden. So konnte Oberschlesien um 1850 fast die Hälfte der gesamten preußischen Roheisenerzeugung liefern. Um diese Zeit setzte eine Periode der Qualitätsstahlentwicklung ein, die Oberschlesien außerordentliche Schwierigkeiten bereitete. Die oberschlesischen Eisenerze waren für das neue basische Verfahren wenig geeignet, so daß immer mehr ausländische Erze herangezogen werden mußten. Zum ersten Male tauchten jetzt die Probleme der für Oberschlesien so verhängnisvollen Verkehrsferne besonders stark auf. Sie sollten bis auf den heutigen Tag nicht endgültig verschwinden. Die oberschlesischen Hütten arbeiteten infolgedessen im allgemeinen mit geringem finanziellem Ergebnis und konnten nicht so rasch, wie es anderwärts der Fall war, zu Modernisierungen übergehen.

Immerhin brach noch einmal eine ganz starke Eisenkonjunktur für Oberschlesien an, die sich in der Gründung zahlreicher Werke kundtat, obwohl die sogenannten „Gründerjahre“ noch weit im Felde lagen. 1849 entstand bei Laband die Herminehütte durch M. J. Caro aus Breslau. Sie wurde als Frischfeuer und Eisenwalzwerk mit Wasserkraftantrieb aus der Kłodnik eröffnet. In Bobrek wurde 1854 die Zülchenhütte gebaut, die von ihrem Gründer in die 1856 gegründete Schlesische Bergwerks- und Hütten-Aktiengesellschaft „Vulkan“ eingebracht wurde. Die Hütte machte aber ihren Besitzern wenig Freude und ging etwa 30 Jahre später an die Familie Caro über, von der sie den Namen Zülchenhütte erhielt, nachdem sie vordem die Namen „Vulkan“ und „Moritzhütte“ getragen hatte. 1852 baute Wilhelm Hegensteidt, der mit gelernten Arbeitern und Meistern aus Altena in Westfalen nach Oberschlesien gekommen war, in Gleiwitz eine Drahtzieherei für Feindrähte, ein Kettenhammerwerk, eine Baunägelfabrik und schließlich auch ein kleines Drahtwalzwerk. Als Konkurrenz setzte sich 1866 neben ihn ein Drahtwerk Kern & Caro, ein Konzernwerk der Herminehütte. Hegensteidt erwarb von der Ratiborer Familie Doms auch die Baildonhütte, um Rohstahl im eigenen Betriebe erzeugen zu können. 1887 kam eine Fusion Hegensteidts-Caro zustande, die „Oberschlesische Eisenindustrie A. G.“, kurz Obereisen genannt.

Der Breslauer August Borsig hatte in Berlin eine Maschinenfabrik errichtet, die weithin durch ihre Lokomotiven berühmt wurde. Aber Borsig fehlte eine

eigene Rohstoffbasis. Er suchte und fand sie 1854 in Oberschlesien, wo er an der jetzigen Eisenbahnstrecke Gleiwitz—Beuthen ein Gelände erwarb und Kohlenfelder des Grafen Ballestrem pachtete. Er kaufte die „Hedwigwunnschgrube“ ab und errichtete dann 1863 das Hüttenwerk Vorkow, das zahlreiche qualifizierte Berg- und Hüttenarbeiter aus Norddeutschland nach Oberschlesien zog. 1867 ging das Steinkohlenbergwerk „Ludwigsglück“ in seinen Besitz über. 1865 wurden die beiden ersten Hochöfen des Vorkow angeblasen, 1872 folgten zwei weitere. Später kamen noch ein Schweiß- und Puddelwerk, ein Dampfhammer und Walzwerksanlagen für Stabeisen und Bleche hinzu. Vorkow baute auch 1872 das erste Siemens-Martin-Stahlwerk Deutschlands, das das Puddelwerk ersetzte. Ferner wurde eine Stahlformgießerei angegeschlossen.

Der erste große Zusammenschluß in der Eisenindustrie erfolgte 1855 durch den Verkauf der Renardschen Betriebe und Ländereien an die „Schlesische Hütten-, Forst- und Bergbau-Aktiengesellschaft Minerva“ Breslau. Aber diese Gründung stand von vornherein unter einem unglücklichen Stern, zumal sich der Besitz zu zwei Dritteln des Wertes aus Ländereien und nur zu einem Drittel aus Industriewerken zusammensetzte. Der Kaufpreis war entschieden zu hoch, das Betriebskapital zu gering. Dazu griff eine wilde und durch nichts motivierte Börsenspekulation Platz, so daß die Minerva schon nach 16 Jahren erlag. Trotzdem wurden in dieser knappen Zeit beachtliche Leistungen erzielt. Einige kleinere der ehemaligen Renardschen Werke legte man still. Dagegen vergrößerte man die Friedenshütte auf sechs Hochöfen, von denen allerdings zwei zunächst technisch falsch angelegt wurden, und 44 Koksöfen. Sandowitz erhielt ein Blechwalzwerk. In Andreashütte führte man die Schienenfabrikation ein, in Grafenweiler wurde eine Gießerei, in Lazise eine Drahthütte eingerichtet. Pachtweise wurde die 1852 gegründete Marthahütte in Rattowitz übernommen. Auch Bohrungen auf Steinkohle wurden angestellt und kurze schon bestehender Bergwerke angekauft. Aber nichts konnte die Minerva retten. Was aus ihr wurde, werden wir noch später sehen.

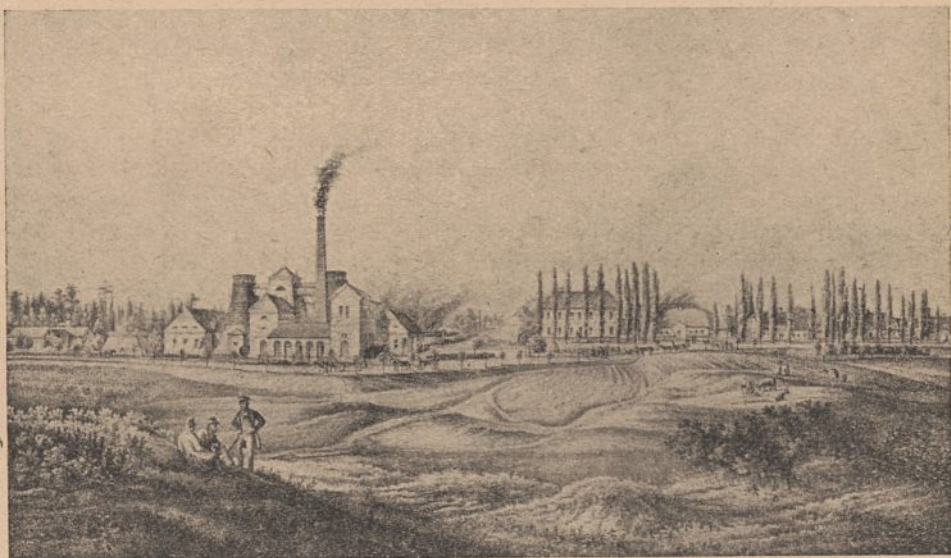
Im Hindenburg Bezirk hatte Graf Lazarus Händel von Donnersmark schon frühzeitig verschiedene Mutungen erworben. Aus ihnen entwickelte sich die Concordiagrube. Um sie besser auszunutzen, errichtete der Graf in den Jahren 1852 bis 1860 die Donnersmarkhütte und stattete sie mit einer Koksanstalt und vier 15 Meter hohen Koksöfen aus. Die Hütte wurde unter erheblichen Zuschüssen weiter ausgebaut und besonders unter Guido Händel von Donnersmark erweitert. Auch sie sollte in der Zukunft noch eine besondere Rolle spielen.

Durch eine Reihe von Bürgern und kleinen Kaufleuten erfolgte 1858 die Gründung der Redenhütte bei Hindenburg, die ein komplettes Hochofen-, Stahl- und Walzwerk im Kleinen war. 1867 entstand in Gleiwitz das erste ober-schlesische Röhrenwerk von Hahn und Huldshinsky. Schließlich begegnen wir in dieser Zeit auch den Anfängen der Drahtseilindustrie durch den aus Zülz stammenden Seilermeister Adolf Deichsel, der 1855 am Stollenkanal in Hindenburg eine Fabrik zur Herstellung von Hanfseilen eröffnete und 1859 ebenfalls in Hindenburg die Fabrik neu aufbaute und zur Fabrikation von Drahtseilen einrichtete, die heute Weltrup besitzt und bekannte Drahtseilbahnen geliefert hat.

Die Zinkblende wird ausgenutzt

Wir müssen uns nun wieder der Zinkindustrie zuwenden, die ja die Grundlage der oberschlesischen Industrie überhaupt abgegeben, die die Steinkohlenindustrie wachgerufen hatte, auf der die Eisenindustrie aufbaute. Durch den intensiven Abbau begannen sich die Galmeilager Oberschlesiens gegen Ende der 60er Jahre zu erschöpfen. Fast bangte man um das Weiterbestehen der Zinkindustrie, die schon erheblich eingeschränkt werden mußte. Da stieß man in größeren Teufen der Galmeigruben auf die Zinkblende. Die Umstellung auf dieses neue Ausgangsprodukt brachte eine grundlegende Wandlung in der Darstellung des Zinks.

Die im Jahre 1853 durch Graf Guido Hendel von Donnersmark gegründete Schlesiſche Aktiengesellschaft für Bergbau und Zinkhüttenbetrieb Breslau ging bei



Kattowit um 1850

der Verwendung der Zinkblende bahnbrechend voran. Sie suchte den Zinkhüttenbetrieb möglichst an einer Stelle, in Lipine, zu konzentrieren und baute die Rohzinkhütten Silesia I bis III und das Silesia-Walzwerk, das bis auf 13 Walzenstraßen ausgestaltet wurde. Außerhalb des eigentlichen Industriebezirks errichtete sie Zinkblechwalzwerke in Sedlitz, Pielahütte und Ohlau.

Die oberschlesische Ausbeute an Zinkblende genügte im Anfange noch nicht. Man mußte ausländische, besonders schwedische Erze zu Hilfe nehmen. Da fand man auf der Samuelsglückgrube und im Felde der Bleischarlengrube große Blendelager, die den Bezug ausländischen Erzes wieder überflüssig machten. Giesches Erben griffen zu und erwarben in den Jahren 1858 und 1868 die Konf. Bleischarlengrube, die aus vier Feldern bestand, aus der Hand des Grafen Guido Hendel. Ursprünglich war die Grube nur zur Gewinnung der im Dolomit

abgelagerten Bleierze in Betrieb gesetzt worden, die Giesches Erben in der 1864 gegründeten Walter-Cronek-Bleihütte verarbeiteten. 1874 gingen Giesches Erben dann zur Mitverwendung von Blende über und errichteten zu diesem Zweck die Blenderöstanstalt und Schwefelsäurefabrik Redehütte. Das Blei- und Zinkerzbergwerk Bleischarleygrube wurde als bedeutendste Tiefbauanlage dieser Art des Kontinents ausgebaut. Weitere Bergwerke folgten bald, so die Zink- und Bleierzgruben Fiedlersglück, Neuhoj, Neue Viktoria, Neue Helene und Brzozowiz.

Die Städte Kattowiz und Königshütte werden gegründet

Die stetig anwachsende Bevölkerungszahl des Industriegebietes hatte in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts ihre Auswirkungen auf die Bildung kraftvoller Gemeinwesen. Kleine Ortschaften entwickelten sich in raschem und rascherem Tempo zu ansehnlichen Gemeinden. Völlig neue Orte wurden im Umkreise der Gruben und Hüttenwerke und gliederten sich ein in den großen Gesamtorganismus des Bezirks. Die armseligen Hütten der kleinen Dörfer wichen Wohnhausbauten, die für damalige Begriffe eine hervorragende Verbesserung der Lebenshaltung bedeuteten. Um den nur auf Schacher ausgehenden, meist jüdischen Grundstückspekulanten den Wind aus den Segeln zu nehmen und die Arbeiter auch in der Wohnfrage zufrieden zu stellen, bauten die Unternehmungen immer mehr Wohnhäuser. Es gibt ganze Ortschaften, deren Wohnhäuser so entstanden sind und dem Arbeiter ein Heim boten, wie sie seine Eltern und Voreltern noch nicht gekannt hatten. Für die Versorgung mit Waren wurden durch die Werke Konsumgenossenschaften gegründet, da sich damals der jüdische Handel ausbreitete, die arbeitenden Volksschichten nur ausbeutete und sie in Verschuldung verstrickte. Der solide Einzelhandel, der heute auch in der kleinsten Ortschaft zu finden ist, war noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Oberschlesien nur in vereinzelt Fällen anzutreffen. Er vermochte dem „amerikanischen“ Tempo noch nicht zu folgen, denn er hatte ja hier im Lande noch keine Erfahrungen; es mußte sich erst ein sekhafter Kaufmannsstand bilden.

Um einige Punkte kristallisierte sich das Gemeinschaftsleben besonders stark. Sowohl in der Nähe größerer Werke als auch an der Eisenbahnlinie entlang bildeten sich fast aus dem Nichts Städte, die ein Jahrhundert später weltbekannte Großstädte wurden. Eines der markantesten Beispiele ist Kattowiz, das sich allerdings an einem besonders günstigen Standort entwickelte. Der Name Kattowiz selbst ist erst seit 1598 bekannt. Der Ursprung liegt in einem kleinen, um 1500 gegründeten Hüttenwerk. Dagegen sind einzelne heutige Stadtteile schon sehr früh urkundlich nachgewiesen, so Domb 1299 und Bogutschütz 1414. Im Jahre 1702 ging die Herrschaft Kattowiz in den Besitz des Reichsgrafen Balthasar Erdmann von Promnitz über. Der Eisenhammer wurde 1755 unter dem Einfluß der neuen Malapaner Konkurrenz eingestellt. 1783 zählte der Ort nur 490 Einwohner.

Aber schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts begann der Aufstieg von Kattowiz. 1801 war die Ferdinandgrube gegründet worden. 1818 entstand die Fanny-Zinkhütte, 1820 die Henriettehütte. Zur Ueberwindung der Verkehrsschwierigkeiten wurde die Kunststraße Tarnowiz — Kattowiz — Myslowiz gebaut, wodurch Kattowiz bereits 1836 Mittelpunkt des damaligen Verkehrsnetzes wurde. Die Industrie zog immer mehr in die Nähe des Ortes. Den entscheidenden Anstoß für die Großentwicklung von Kattowiz sollte der Erwerb des Rittergutes durch Franz

Winkler im Jahre 1839 geben. Dessen Güterverwalter Friedrich Wilhelm Grundmann nahm in Kattowitz seinen Wohnsitz und wurde mit dem Sanitätsrat Holke die Seele der wachsenden Gemeinde. Hatte es noch 1832 so gut wie gar keine Steinbauten gegeben, so entstanden jetzt überall an der Kunststraße entlang massive Häuser. Als die Eisenbahn bis in die Gegend von Kattowitz vordrang, erhielt Kattowitz einen größeren Bahnhof, von dem sich in den folgenden Jahren wichtige Nebenlinien abzweigten, so daß das Dorf ein bedeutender Eisenbahnknotenpunkt Oberschlesiens wurde. 1842 ließ sich die Emmazinkhütte nieder, 1852 kam die Marthahütte, im nächsten Jahre die Maschinenbauanstalt der Eisenbahn. Die Einwohnerzahl stieg von 675 im Jahre 1825 auf 4 815 im Jahre 1865. Die für die Gemeinde Verantwortlichen bewiesen Umsicht und Großzügigkeit und stellten bereits 1856 einen vorbildlichen Bebauungsplan auf.

1865 erhielt Kattowitz Stadtrechte. Der Ort war in den letzten Jahrzehnten Sammelboden der tatkräftigsten Männer Oberschlesiens geworden. In Kattowitz strömten Aktionäre, Ingenieure, Kaufleute, Handwerker, Beamte zusammen, die die stärkste Initiative für die Erschließung des neuen Industriebezirkes entfalteten. Kattowitz, die jüngste Stadt Oberschlesiens, wurde gleichzeitig die regsamste.

In der unmittelbaren Nachbarschaft dieser jungen Stadt bildete sich ein zweites Gemeinwesen von Bedeutung, das jedoch völlig anderen Charakter trug. Am die noch durch Keden begründete Königshütte wuchs eine Ortschaft gleichen Namens, die 1869 Stadtrechte erhielt und eine hervorragend geleitete Arbeiterstadt wurde, die ihr Deutschtum auch in schwersten Tagen erfolgreich verteidigte.

Als Grundlage des heutigen Hindenburg bildeten sich mehrere industrielle Großgemeinden, die aber erst später zu einer verwaltungsmäßigen Einheit zusammenwuchsen. Selbstverständlich standen die alten Städte des Industriebezirks Beuthen, Gleiwitz, Tarnowitz nicht zurück. Auch sie wuchsen unter dem Einfluß der Industrie zu stattlichen Ortschaften von hervorragendem Lebenswillen empor und wurden die Sammelpunkte des oberschlesischen Lebens.

Auch die „Dörfer“ machten die rasche Entwicklung mit. Es sei nur an Ruda gedacht, das von Anfang an im Mittelpunkt des industriellen Werdens Oberschlesiens stand. 1844 hatte der Ort 800 Einwohner, 1887 aber 7000, knapp 20 Jahre später 17 000. Als erstes Dorf Deutschlands erhielt Ruda 1888 durch die Ballestrem'sche Verwaltung elektrische Beleuchtung. Ebenso wurden verhältnismäßig früh Wasserleitung, Kanalisation und neuzeitliche Straßenpflasterung geschaffen und sogar eine Markt- und Kühlhalle errichtet. Auf gleiche oder ähnliche Weise wurden auch andere alte und neue oberschlesische Orte durch die Industrieverwaltungen neuzeitlich ausgestaltet.

Die Gründerjahre nach den Einigungskriegen

1866 ging die Kriegsgefahr nahe an Oberschlesien glücklich vorbei. Der Ausgang des Krieges von 1870/71 und die Begründung des neuen Kaiserreiches waren auf Oberschlesien von nachhaltigem Einfluß. Auch hier griff die Begeisterung der „Gründerjahre“, wie man sie später in wenig ehrenvollem Sinne bezeichnete, Platz. Wie Pilze schossen neue Industrieunternehmungen aus dem Boden. Eine Aktiengesellschaft nach der anderen wurde aufgetan. Viele bisher in Einzelbesitz stehende Werke wurden von ihnen verschluckt. Man jonglierte mit Zahlen und

meinte, rasch zu großen Reichtümern zu gelangen. Wenn schließlich die meisten ober-schlesischen Unternehmungen doch die spätere Krise und den Zusammenbruch überstanden, so liegt das an der Tatkraft der damals die ober-schlesische Industrie leitenden Männer. Gleichwohl ließen sich schwere und schwerste Verluste nicht vermeiden, die aber dennoch nicht das Ausmaß annahmen, unter dem andere deutsche Industriegebiete litten. Allerdings hatte in Oberschlesien der Gründertaumel die breiten Schichten der Bevölkerung nicht so sehr erfasst wie etwa im Ruhrgebiet. Dort jobbete und spekulierte einfach alles. Hier in Oberschlesien beschränkte sich die Spekulation im wesentlichen auf Kreise, die auch einmal einen Verlust ertragen konnten.

Als ein besonders hervorstechendes Beispiel sei die Donnersmarkhütte herausgegriffen. Das sprunghafte Steigen der Aktienkurse in den Jahren 1870 und 1871 ließ auch in Graf Guido Hendel von Donnersmark den Plan reifen, Hütte und Grube in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln. Er erhoffte durch einen geschickten Aktienverkauf nicht nur eine beträchtliche Steigerung seines eigenen Vermögens, sondern er wollte auch Fremdkapital, das sich ja überall in Massen anbot, hereinnehmen. Am 1. Dezember 1872 gründete er in Breslau die Donnersmarkhütte AG. mit einem Aktienkapital von 18 Millionen Mark. Die Einbringungswerte des Grafen wurden mit 20,25 Millionen beziffert. Dafür erhielt er nom. 16,5 Millionen Aktien und eine nach zehn Jahren fällige verzinsliche Grundbuchforderung von 3,75 Millionen.

Die freien Aktien wurden zu einem Kurse von 110 v. H. glatt untergebracht. Aber schon in wenigen Jahren erwies es sich, daß die Neugründung ein typisches Spekulationsobjekt mit allen Fehlern der Gründerjahre war. Die Preise gingen in rascher Folge auf Bruchteile zurück. Die Kohle, die zur Zeit der Gründung 56,5 Pfennig je Zentner erbracht hatte, kostete drei Jahre später nur noch 26,49 Pfennig und ermäßigte sich bis 1887 auf 17,79 Pfennig. Der Reifeisenpreis sank von 7,50 Mark im Gründungsjahre auf 3,55 Mark im Jahre 1875 und erreichte 1887 einen Stand von 2,22 Mark. Das Gründungskapital von 18 Millionen Mark überstieg den tatsächlichen Wert der Anlagen ganz beträchtlich. Der Aktienkurs wich bald nach der Gründung, zumal Graf Hendel seine eigenen Aktien auf den Markt brachte, und sank auf 17³/₄ v. H. im Jahre 1876. Das Aktienkapital mußte daher durch Aktienaufkäufe und Zusammenlegungen bis auf 10 Millionen herabgesetzt werden und erreichte erst nach der Jahrhundertwende wieder größere Beträge.

Schon im Jahre 1871 war die aus den Renard'schen Besitzungen entstandene „Minerva“ so weit, daß eine Umgruppierung erfolgen mußte. Sie ging mit den industriellen Werken und einem kleinen Teil des Grundbesitzes in die Ober-schlesische Eisenbahn-Bedarfs-AG. Friedenshütte, kurz Oberbedarf genannt, über. Die „Minerva“ übernahm 2,25 Millionen Mark des Aktienkapitals von 2,5 Millionen Mark und trat 1873 in Liquidation.

Ebenfalls im Jahre 1871 wurde durch den Grafen Hugo Hendel von Donnersmark die „Vereinigte Königs- und Laurahütte, Aktiengesellschaft für Bergbau und Hüttenbetrieb“ mit dem Sitz in Berlin gegründet. Graf Hugo hatte 1870 die Königshütte und die Zinkhütte Lydognia vom königlichen Berg- und Hüttenfiskus gekauft und brachte außer diesen Werken das Eisenhüttenwerk Laurahütte, die Steinkohlengrube Laurahütte, das Steinkohlenbergwerk „Gräfin Laura“ bei

Königshütte, das Blei- und Zinkerzbergwerk „Wilhelm“ bei Hohenlinde und die Eisenerzbergbau-Berechtigungen in den Feldmarken Chorzow, Hohenlinde, Radzionkau und Tarnowitz in die neue Gesellschaft ein. Es sollte ein solides Unternehmen von Bestand werden, das sich in den folgenden Jahren noch erheblich erweiterte und ausbaute.

Im Herbst 1872 wurde der Grund für ein weiteres bedeutendes Unternehmen gelegt. Die Rattowitzer Aktiengesellschaft für Eisenhüttenbetrieb gründete am 23. September d. Js. in der Nähe des Bahnhofs Schwientochlowitz einen Eisenhüttenbetrieb, dem sie den Namen des großen Kanzlers Bismarck gab. Im September 1873 wurde die Fabrikation von Walzeisen und Eisenblechen aufgenommen. Schon bis zur Jahrhundertwende erfolgten dann großzügige Erweiterungen, so daß 1889/90 eine Kaltwalzerei für Federstahlfabrikation, eine zweite Feinblechstraße, eine Siemens-Martin-Stahlanlage, ein Blockwalzwerk und eine Dampfkesselanlage mit zehn Dampfkesseln bestanden.

In dem fruchtbaren Jahre 1872 wurde schließlich die Redenhütte unter der Firma „Redenhütte, Aktiengesellschaft für Bergbau, Eisenhüttenbetrieb und Koks-fabrikation“ umgewandelt und durch eine Koksanstalt, ein Blechwalzwerk und die Koehlsche Dampfkesselfabrik erweitert. Schon 1878 wurde die Gesellschaft an die „Aktiengesellschaft Konf. Redenhütte“ verkauft, die den Betrieb abermals um einen dritten Hochofen, eine Schienennägel- und Nietenfabrik, ein Martinstahlwerk mit zwei Oefen und eine Hufeisenfabrik ausgestaltete. 1902 ging die Redenhütte AG. in Konkurs und an die Oberschlesische Kokswerke und Chemische Fabriken AG. über, die vor allem die Konstruktionswerkstätten zu einer beachtlichen Leistungsfähigkeit entwickelten.

Zeitlich später liegt die Gründung der Rattowitzer Aktiengesellschaft für Bergbau und Eisenhüttenbetrieb in Rattowitz, die 1899 in der Hauptsache aus dem Thiele-Windler'schen Montanbesitz entstand. Ihr gehörten im Kreise Beuthen die Konf. Florentinegrube, im Kreise Rattowitz u. a. die Steinkohlengruben Ferdinand, Myslowitz, Neue Przemsza, Gleichheit, ferner die Koksanstalt der Florentinegrube, Eisenerzförderungen in Beuthen-Stadtwald, Chorzow, Mechtal, Tarnowitz, im Myslowitz-Rattowitzer Walde und in Orzesche, weiter die Hubertushütte bei Hohenlinde und die Marthahütte in Rattowitz, dazu reicher Grundbesitz.

Konsolidationen um die Kohle

Ballestrem und die Königin-Luise-Grube hatten zuerst mit geglückten Tiefbauversuchen angefangen. Aber auch die anderen Gruben mußten sich mehr und mehr dazu entschließen, weil die zu Tage streichenden Kohlenlager erschöpft waren. Der Uebergang zum Tiefbau machte es aber erforderlich, die einzelnen Grubenfelder wesentlich zu vergrößern. Mit den Zwerggruben, wie sie bis dahin bestanden hatten, konnte man einen rentablen Tiefbau selbstverständlich nicht betreiben. So fängt die endlos lange Namensliste ober-schlesischer Steinkohlengruben, die es um die Mitte des Jahrhunderts gab, langsam aus dem Bewußtsein des Volkes zu verschwinden an, wenn rechtlich die Namen auch noch weiter bestehen. Schon früher waren uns Zusammenlegungen benachbarter Grubenfelder begegnet. Aber diese Konsolidationen waren nur verhältnismäßig geringen Umfanges und mußten in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts durch immer neue Konsolidationen abgelöst werden. So wurde die Schaffgotsch'sche Konf. Paulusgrube mehrere

Male erweitert. Sch. 1837 war die Konf. Drzegowgrube entstanden, 1861 folgte die Konf. Romanusgrube, 1870 die Konf. Hohenzollerngrube. Alle diese und noch einige kleinere Gruben wurden 1882 zusammengefaßt in der Konf. Paulus-Hohenzollerngrube, die zu einem bedeutenden Teil von den Gütern Schomberg, Drzegow und Bobref überdeckt wurde, sich im Westen zwischen den Ortschaften Schlesiengrube, Lipine, Friedenshütte, Ruda und Karf erstreckte, mit einigen benachbarten, jedoch nicht konsolidierten Anlagen in Betriebsgemeinschaft stand und das Hauptobjekt des Gräflisch Schaffgotsch'schen Kohlenbergbaus geworden ist. Im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts traten dann noch die Gräfin-Johanna- und die Graf-Hans-Urich-Schachtanlagen hinzu. Erst durch die unglückselige Teilung Oberschlesiens im Jahre 1922 wurde dieser gewaltige Block wieder auseinandergerissen, da ein Teil des Geländes zu Polen geschlagen wurde.

Die Gruben des Grafen Ballestrem wurden ebenfalls schon frühzeitig zusammengefaßt. 1856 war die Konf. Brandenburggrube aus sieben verschiedenen Gruben entstanden. Im folgenden Jahre wurde die Konf. Catharina geschaffen. 1890 wurden acht Grubenfelder zur Konf. Wolfganggrube zusammengelegt, nachdem eine Klärung der Besitzverhältnisse der in gemeinsamem Eigentum von Ballestrem und Schaffgotsch stehenden Gruben vorangegangen war. Die Brandenburggrube wurde 1891 durch einen großzügigen Tiefbau weiter erschlossen. In dieser Zeit wurde der Ballestrem'sche Kohlenbergbau durch den Grafen Franz, den späteren Reichspräsidenten, mit reicher Initiative beeinflusst. Erst 1898 erfolgte der erste Spatenstich zur Erschließung der Castellengogrube, die seit ihrer Mutung 1855 in Fristen lag. Georg von Giesches Erben hatten auf ihrem Gelände in der Umgebung von Kosdzin-Schoppinik mehr als zehn Steinkohlengruben erworben, die um 1880 zur Konf. Gieschegrube zusammengelegt wurden, wodurch ebenfalls eine der bedeutendsten Steinkohlengruben begründet wurde. Giesches Erben erwarben ferner 1890 die Konf. Heiniggrube und 16 Grubenfelder in der Gegend von Gieraltowik, Chudow, Szielacz und Mokrau. Im Thiele-Windlerschen Besitz entstand 1870 die Konf. Florentinegrube, 1885 die Konf. Ferdinandgrube und die Konf. Myslowikgrube usw.

Die Neudecker Händel konsolidierten 1873 die Deutschland- und 1883 die Schlesiengrube. Die Schlesische Gesellschaft für Bergbau und Zinkhüttenbetrieb legte gleichfalls ihre Kohleninteressen in Mathilde und Karsten-Centrum zusammen.

Die gleichen Konzentrationstendenzen sind in diesen Jahrzehnten überall im Lande zu beobachten. Tiefbohrungen ergaben die erforderlichen Anhaltspunkte für den weiteren Ausbau der Gruben. Trotz ungünstiger Zeitverhältnisse entstanden rasch nacheinander zahlreiche Tiefbauanlagen. Man verstand es, der Wasserzuffüsse immer besser Herr zu werden. Die allmähliche Erschließung der Grubenfelder und der fortschreitende Abbau wurden begleitet von einer gleichem Schritt haltenden Entwicklung der maschinellen Anlagen unter und über Tage. Die Fördertechnik wurde ebenso vervollkommen wie die Separations- und Verladeeinrichtungen und die Verkehrsverbindungen. Selbstverständlich wurden auch die Erfindungen der Elektrotechnik weitgehend zuerst für Lichterzeugung, dann auch für Kraftübertragung nutzbar gemacht. So konnten die ober-schlesischen Steinkohlengruben auch die schwere Krise der 80er Jahre überstehen. Die Steinkohlenförderung stieg ebenso unablässig wie die Belegschaftsziffer.

Einige Zahlen mögen das verdeutlichen, wie sie vom Oberschlesischen Berg- und Hüttenmännischen Verein veröffentlicht wurden:

Jahr	Steinkohlenförderung in Tonnen	Belegschaft (Jahresdurchschnitt)
1800	41 100	
1810	93 480	
1820	146 782	974
1830	217 435	1 414
1840	538 556	3 874
1850	975 401	5 517
1860	2 478 276	12 759
1870	5 854 403	23 446
1880	10 110 721	32 517
1890	16 862 878	49 708
1900	24 815 041	69 147
1910	34 446 049	117 977
1913	43 031 065	123 349

Kalk und Zement gewinnen Bedeutung

Die 80er Jahre brachten der ober-schlesischen Kalkerzeugung, die bis dahin ziemlich primitiv betrieben worden war, eine lebhaftere technische Entwicklung. Zu den bisherigen Produktionsstätten traten neue Betriebe in Groß Strehlitz, Heuerstein und Tarnau. Der Schachtofen, der starke Schwankungen in der Qualität des Kalkes verursachte, wurde allmählich durch den Ringofen verdrängt, der sich schon in der Ziegelindustrie durchgesetzt hatte. Dazu kamen weitere Verbesserungen und Umstellungen, so daß die Kalkindustrie einen guten Aufschwung erleben konnte.

Ebenso vollzog sich die Entwicklung der ober-schlesischen Portland-Zementindustrie in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts immer rascher. Das ober-schlesische Produkt konnte sich in der Güte mit dem englischen ohne weiteres messen und vergrößerte daher sein Absatzfeld so erheblich, daß zu den beiden ersten Fabriken in kurzen Abständen weitere traten. Um die Jahrhundertwende arbeiteten schon acht derartige Fabriken im Oppelner Umkreis.

Oberschlesiens Papierindustrie entwickelt sich

Bei dem ober-schlesischen Waldreichtum lag es eigentlich nahe, daß sich schon zeitig eine leistungsfähige Papierindustrie entwickelt hätte. Das war aber nicht der Fall. Während die Papiermühlen des übrigen Schlesiens teilweise auf ein ehrwürdiges Alter zurückblicken können, wurde die erste Papierfabrik Oberschlesiens erst 1872 gegründet. Es war die Papier- und Pappfabrik J. Kleczewski in Gleiwitz, 1873 entstand die Papierindustrie in Stahlhammer, 1874 eine Papierfabrik in Ratibor. 1883 erhielt Oberschlesien die erste Zellstofffabrik in der Sulfit-cellulosefabrik Tillgner & Co. AG. in Ziegenhals. 1890 wandelte der Fürst zu Hohenlohe seine Eisenhütte in Blechhammer in eine Papierfabrik um. Die Donnersmarck'sche Papierfabrik in Tarnowitz wurde gegründet. 1889 wurden neue Anlagen in Ziegenhals errichtet. 1891 baute die Feldmühle zu Liebau ein Tochterwerk in Cosel-Hafen, die heute, längst erweitert und ergänzt, dem Waldbhofkonzern gehört. Eine in Rothfest bestehende Wassermühle wurde 1890 zu einer Schleiferei



Wilhelmstraße mit Haus Oberschlesien in Gleiwitz



Verwaltungsgebäude der Gräfl. Ballestrem'schen Verwaltung in Gleiwitz



Turm der Allerheiligenkirche in Oleśnica



Lungenschule der Oberschlesischen Knappschaft in Loslau

umgebaut. Zu den frühesten Gründungen gehört schließlich die Papierfabrik Sakrau in Schulau, Kreis Pleß. Nach der Jahrhundertwende, 1903, errichtete die Krappitzer Majoratsherrschafft die Graf Haugwitz'sche Holzstoff- und Pappfabrik. Im Jahre darauf entstand ebenfalls in Krappitz der einzige Betrieb Schlesiens, der Cellulose im Sulfatverfahren herstellt, die Natronzellstoff- und Papierfabriken AG. In Grafenweiler wurde schließlich 1907 noch die Fürstlich Stollberg'sche Kartonfabrik gegründet.

Das Eisenbahnnetz wird engmaschiger

Mit der ständig fortschreitenden Industrialisierung wuchsen auch die Verkehrsbedürfnisse immer stärker an. Die ursprünglichen Linien waren ihnen nicht mehr gewachsen. Außerdem erkannte der Staat langsam, daß das Eisenbahnwesen eigentlich in sein Aufgabengebiet falle, wenn es sich auf die Dauer fruchtbar und im wirklichen Interesse der Allgemeinheit entwickeln soll. Der privaten Initiative muß man heute das Zeugnis ausstellen, daß sie recht regiam gewesen ist. Nach den Bauten der 40er und 50er Jahre, die das Rückgrat des ober-schlesischen Eisenbahnnetzes bis in die Gegenwart geblieben sind, entstand 1869/72 die wichtige Strecke von Hendenbreck über Reisse nach Frankenstein mit den Abzweigungen zur damaligen Grenze gegen Jägerndorf und hinter Ziegenhals. 1878/80 erfolgte der Bahnbau von Oppeln über Groß Strehlitz nach Weiskretscham mit Ausstrahlungen nach Laband und Borzigwerk. 1868 und 1869 war auch schon die Oppeln-Tarnowitzer Eisenbahn nach Beseitigung der Vorrechte der Oberschlesischen Eisenbahn ausgedehnt worden und führte jetzt im Industriebezirk von Tarnowitz über Beuthen nach Emanuelslegen und nach Norden bis Breslau. Diese „Rechte-Ober-Ufer-Bahn“, wie sie von da ab genannt wurde, baute außerdem mehrere Erweiterungs- und Verbindungsbahnen im Industriebezirk.

Die privaten Eisenbahngesellschaften standen bereits seit dem 1. Januar 1857 unter staatlicher Mitwirkung und Aufsicht. Die Kgl. Direktion der Oberschlesischen Eisenbahnen in Breslau hatte die Ausführung und den Betrieb sämtlicher ober-schlesischen Bahnen von diesem Zeitpunkt an auf Kosten der Gesellschaften übernommen. Seit dem Jahre 1884 wurde dann in Erkenntnis der Bedeutung, daß die Eisenbahnen höheren Interessen zu dienen haben, Verhandlungen mit den Gesellschaften über den Ankauf des gesamten Unternehmens durch den Staat geführt. Am 1. Juli 1886 wurden die Bahnen mit 972 Streckenkilometern in das Eigentum des Staates übernommen. Es wurde eine neue Direktion in Breslau mit vier großen Betriebsämtern in Kattowitz, Ratibor, Reisse und Oppeln geschaffen. 1895 schließlich wurde der selbständige Eisenbahndirektionsbezirk Kattowitz gebildet. Die seit 1882 bestehende Handelskammer nahm sich mit besonderer Sorgfalt auch des Verkehrswesens an und unterbreitete dem Gesetzgeber verschiedene Vorschläge zum weiteren Streckenausbau. Danach entstanden die Linien: Kreuzburg — Lublinitz — Tarnowitz, die schon die R.O.U.-Bahn zu bauen begonnen hatte, im Jahre 1884, Orzesche — Sohrau (1884), Loslau — Annaberg (1886), Oppeln — Reisse (1887), Gleiwitz — Orzesche (1888), Ottmachau — Landesgrenze (1893), Deutsch-Wette — Kunzendorf (1894), Ratibor — Troppau (1895), Cosel — Bauerwitz — Troppau (1898/1909), Oppeln — Innau (1899) mit Abzweigungen nach Namslau und Kreuzburg, Gleiwitz — Idawehle (1904), Oppeln — Groshowitz — Carlsmarkt, weiter nach Breslau (1909).

Die Schmalspurbahnen beabsichtigte der Berg- und Hüttenmännische Verein zu übernehmen, aber auch diese Bahnen gingen 1904 an die Eisenbahndirektion Kattowitz über. Vorher waren noch eine ganze Reihe neuer Strecken entstanden.

So war das oberschlesische Industriegebiet um die Jahrhundertwende von einem feinnervigen und vielgestaltigen Eisenbahnverkehrsnetz überzogen, das noch ergänzt wurde durch die zahlreichen elektrischen Ueberlandbahnen, die die einzelnen Städte und Ortschaften im Straßenbahnverkehr untereinander verbanden.

Was das 20. Jahrhundert bisher brachte

Zink und Blei führen auf dem Weltmarkt

Als das neue Jahrhundert anbrach, lebte Oberschlesien in einer friedvoll glücklichen Entwicklung. Schwere Schicksalsschläge waren überwunden. Das Land konnte im Vertrauen auf eine große Zukunft arbeiten und planen. Noch ahnte niemand, welche dunklen Schatten über Oberschlesien in den nächsten Jahrzehnten heraufziehen sollten. Die großpolnische Propaganda, die in Oberschlesien selbst nicht heimisch war, sondern aus anderen Gebieten systematisch eingeschleppt wurde, nahm man nicht besonders ernst, ja man unterstützte sie ungewollt u. a. durch die vollkommen verfehlte Sprachenstatistik und ähnliche wenig glückliche Maßnahmen. Der wirtschaftliche und kulturelle Aufbau des Landes wurde konsequent fortgesetzt.

Zink und Blei, die ursprünglichen Erzeugnisse Oberschlesiens, hatten sich in raschem Aufstieg vollendet. Sie führten auf dem Weltmarkt. Oberschlesiens Zinkproduktion war die bedeutendste Europas geworden. Zu den bisherigen Trägern des Zinks hatte sich nach und nach ein weiteres Unternehmen eingeschaltet, das des Fürsten Hugo von Hohenlohe-Dehringen. Nachdem die Familie schon um die Mitte des Jahrhunderts seine Interessen an einer Mitbeteiligung in der oberschlesischen Industrie angemeldet hatte, wurde Hohenlohe Anfang der 90er Jahre sehr aktiv. Er erwarb in der Nähe seiner Hohenlohe-Zinkhütte eine Reihe von Gruben und Grubefeldern aus dem Besitz der Familie von Rheinhaben und übernahm 1895 die gesamten Zinkinteressen von Schaffgotsch. Diese stießen sie schweren Herzens ab, als sich ihre Galmeilager zusehends erschöpften. Das ursprüngliche Werk Godullas, das 1855 durch die Schaffung und den späteren Ausbau der Godullahütte gesteigert worden war, wurde von ihnen aus Zweckmäßigkeitsgründen aufgegeben, fand aber bei Hohenlohe würdige Nachfolger. Er wandelte die Hohenlohowerke 1905 gegen eine Kapitalabfindung und eine jährliche Rente von 3 Millionen in eine Aktiengesellschaft um, die 1910 durch ein entsprechendes Aktienpaket abgelöst wurde. Der Fürst wurde wieder Hauptaktionär und blieb bis zu seinem Tode im Jahre 1926 der Vorsitzende des Aufsichtsrates. Die Anlagen der Georg von Giesches Erben hatten sich gleichfalls trotz einer gewissen, von etwa 1890 bis 1905 anhaltenden Flaute günstig weiter entwickelt. Ebenso waren die Anlagen um Lipine gewachsen.

1900 waren in Oberschlesien 24 Rohzinkhütten in Betrieb. Sie beschäftigten 7700 Arbeiter. Die Veteranin, die Lydogniahütte, allerdings wurde für dauernd eingestellt und abgebrochen. Andere Zinkhütten waren schon vorher verschwunden oder in Eishütten umgewandelt worden. An Rösthütten wurden 1904 schon 13

mit 2 200 Arbeitern gezählt. Die Weiterverarbeitung des Rohzinks erfolgte in vier oberschlesischen und einem niederschlesischen Walzwerk. In den beiden Blei- und Silberhütten erschmolzen 700 Arbeiter 24 925 Tonnen Rohblei, 2 027 Tonnen Bleiglätte und 10 843 Kilogramm Silber. Von 48 Zink- und Bleierzgruben förderten 1900 26 Schachtanlagen mit 1 100 Arbeitern 190 733 Tonnen Galmei, 312 428 Tonnen Zinkblende, 42 029 Tonnen Bleiglanz und 6 965 Tonnen Schwefelkies in einem Geldwert von 19 Millionen Mark. Die Entwicklung ging bis zum Beginn des Weltkrieges stetig vorwärts und führte zu einer langsamen Vermehrung der Produktion wie der Belegschaft. Auf Hohenlohes Initiative wurde der Zinkhüttenverband Deutschlands gegründet, der mit für eine planvolle Gestaltung der Produktion und des Absatzes sorgte.

Die Eisenproduktion ohne einheimische Erze

Vor schwerwiegende Probleme sah sich die Eisenhüttenindustrie gestellt. Der Tarnowitzer Erzbergbau war um die Jahrhundertwende vollkommen zum Erliegen gekommen. Bis dahin war die Förderung in den Brauneisenerzlagertätten von Tarnowitz, Chorzow, Hohenlinde und Karf noch regelmäßig angestiegen. 1893 arbeiteten 37 Brauneisenerz- und drei Toneisensteingruben. 1900 förderten nur noch 27 Eisenerzgruben rund 382 000 Tonnen Brauneisenerz und 600 Tonnen Toneisenstein. Bis zum Jahre 1921 erschöpften sich die Lagerstätten so sehr, daß die Förderung auf acht v. H. und die Belegschaft auf sechs v. H. des 1890 erzielten Höchststandes vermindert war.



Die Hohenlohehütte

Allerdings hatte sich die Eisenindustrie seit langem auf fremde Eisenerze umgestellt und teilweise selbst ausländischen Erzgrubenbesitz erworben. Der Verlust der eigenen Erzbasis wirkte sich infolge der ungünstigen verkehrspolitischen Lage doppelt unangenehm aus. Die Rohstoffzufuhr mußte auf einem sehr erheblichen Teile des Weges durch die Eisenbahn erfolgen, da der Kłodnikkanal längst veraltet und die Oder unberechenbar war. Es kam vor, daß Rähne ein Jahr brauchten, ehe sie nach Breslau gelangten. Umgekehrt bestand dieselbe Frachtbelastung für alle Fertigerzeugnisse, die nach den mittel- und norddeutschen Verbrauchsgebieten oder durch sie hindurch befördert werden mußten. Die ober-schlesische Industrie kämpfte hartnäckig um Ausnahmetarife, um ihre Position zu festigen, aber sie fand nicht immer willige Ohren. Seit dem Roheisen-Schutzzoll von 1844 war keine staatliche Maßnahme mehr geeignet, der ober-schlesischen Industrie fortzuhelfen. Die gleichen Schwierigkeiten wie das Eisen hatte natürlich auch die Kohle. Das mangelnde Interesse für ober-schlesische Notwendigkeiten zu Gunsten anderer Industrieregionen hat mit dazu beigetragen, daß die Industrie des Landes, die ursprünglich in Deutschland führend und tonangebend gewesen war, sich gegenüber einer immer mächtiger werdenden Konkurrenz nicht mehr in dem gleichen Tempo wie früher fortentwickeln konnte. Während die gesamtdeutsche Eisenerzeugung sich in der Zeit von 1850 bis 1913 verdreißigfachen konnte, ist die ober-schlesische Produktion in dem gleichen Zeitraum nur um das Zehnfache gestiegen.

Kapitalinvestitionen in der Eisenindustrie

Die 1879 eingeleitete Agrarschutzzollpolitik hat die ober-schlesische Industrie schwer belastet, da Rußland, Oesterreich und Rumänien als Gegenmaßnahmen hohe Kampfzölle auf deutsche Industrieerzeugnisse legten. Man half sich, indem man auf russischem, österreichischem und balkanischem Gebiete von Oberschlesien aus Filialwerke gründete. Mit Ausnahme der von den Russen selbst errichteten Eisenwerke von Dombrowa sind sämtliche damaligen Eisenwerksgründungen in Rußland und auf polnischem Gebiet durch ober-schlesisches Kapital oder Kapitalbeteiligungen vorgenommen worden. Als Rußland allerdings auch bald den Roheisenzoll erhöhte, wurde die Möglichkeit des Ausgleiches mit den Filialbetrieben wieder genommen.

Trotz aller Hemmnisse machte die ober-schlesische Eisenindustrie alle Anstrengungen, um die Konkurrenzkraft zu behalten. Neben den erheblichen ausländischen Beteiligungen wurden auch in die ober-schlesischen Werke große Kapitalbeträge investiert. Dabei verschob sich das Schwergewicht der Betätigung immer weiter nach dem Rattowitzer Revier, wo sich auch die Kohle mächtig entwickelt hatte. Man unterscheidet deutlich, wie das Kapital aus dem west-ober-schlesischen Teil nach dem späteren Ost-ober-schlesien abfloß. Schon Renard und Hegenscheidt hatten ihre Rohstoffbasis dahin verlegt. Jetzt ergab sich diese Notwendigkeit auch bei den anderen Werken.

Obereisen erwarb 1899 die Eisenhütte Silesia in Paruschowitz, die vom Staat abgestoßen worden war und mehrfach den Besitzer gewechselt hatte. 1891 wurde das Werk selbständig und später in eine Aktiengesellschaft umgewandelt, an der Obereisen (sehr lukrativ) mit 75 bis 90 v. H. beteiligt war. Die Baildonhütte wurde von Obereisen zum modernsten Edelftahlwerk des deutschen Ostens ausgebaut. 1895 wurden die Puddelöfen durch vier Siemens-Martinöfen ersetzt.

1910 wurde ein kipparer Siemens-Martinofen installiert. Außerdem wurden drei Elektroöfen gebaut. Das Walzwerk wurde vergrößert, eine Feinblechstrecke eingebaut, hydraulische Pressen wurden aufgestellt, ein Kaltwalzwerk, eine Edelstahlzieherei und eine Spiralbohrerfabrik eingerichtet. Die Julienhütte wurde auf sieben Hochofen, drei Koksboxen und entsprechende Nebenproduktanlagen erweitert. 1905 wurde mit dem Bau des Stahlwerkes begonnen, das mit seinen Nebenanlagen die Hütte zu einer der größten und eindrucksvollsten Industrieanlagen Ostdeutschlands ausgestaltete. Obereisen vervierfachte die Kapazität der Werke und Beteiligungen in der Zeit von 1889 bis 1914, während das Aktienkapital, im Vergleich zu anderen Werken, nur mäßig erhöht wurde. Es stieg von 17,3 Millionen in 1889 auf 21 Millionen 1891, dann auf 25,2 Millionen 1900, auf 28 Millionen 1907. Nach der Inflation belief es sich auf 21 Millionen.

Wesentlich stärker erhöhte Oberbedarf das Aktienkapital. Hatte es 1889 nur 12 Millionen betragen, so wurde es 1897, 1904, 1905 und 1907 auf schließlich 48 Millionen erhöht und betrug nach der Inflation noch 27,8 Millionen. Dennoch erfolgte die Finanzierung der Vergrößerungen zu gleichen Teilen durch eigenes und Fremdkapital. Auch hier wurde der größte Teil der Investitionen für die später ostoberschlesischen Werke aufgewandt. Auf Westoberschlesien entfielen von 1900 bis 1914 nur 15,51 Millionen, auf Ostoberschlesien dagegen 48,3 Millionen. Dazu kamen 4,31 Millionen auf den Oberbedarf-Besitz in Ungarn und Galizien. Den stärksten Ausbau erlebte die Friedenshütte. Hier hatte man 1898 aus altem Kugelbesitz, der noch nicht angetastet worden war, die Friedensgrube schnell und großzügig ausgebaut. Schon früher (1883) war ein Siemens-Martin-Stahlwerk errichtet worden, 1885 eine moderne Koferei, 1897 schließlich eine Bandagen- und Achsenfabrik. Im Jahre 1887 war das Werk von einer furchtbaren Explosionkatastrophe betroffen worden. Der Wiederaufbau wurde in modernster Weise vollzogen. Außerdem wurde 1904 ein Feinblechwalzwerk erstellt. Später wurden wichtige Teile des Walzprogramms in Andreashütte und der Gleiwitzer Huldshinsky-Werke, die zu Oberbedarf übergegangen waren, nach der Friedenshütte verlegt. Schließlich erwarb Oberbedarf die Aktienmajorität der AG. Ferrum in Kattowitz. Mit der Bismarckhütte AG. wurde ein Abkommen über den gegenseitigen Austausch fremder Röhrenaufträge getroffen, wie es ähnlich schon 1903 bis 1907 zwischen Obereisen und der Bismarckhütte bestanden hatte. Diese Abkommen sollten aber durch die Einseitigkeit, mit der die Betriebe weiter entwickelt wurden, später wenig erfreuliche Folgen haben. 1909 kam das Gleiwitzer Stahlröhrenwerk in Betrieb. Die übrigen westoberschlesischen Werke von Oberbedarf waren schon seit 1907 teilweise technisch erweitert worden.

Die Donnersmarckhütte verbesserte in der Investitionsperiode das Hochofenwerk, die Eisengießerei, die Maschinenfabrik, die Kesselschmiede und die Stahlbauwerkstatt. 1894 wurde eine Röhrengießerei für stehenden Guß angegliedert. Die heutige Abwehrgrube wurde neu erschlossen, die Concordiagrube erhielt neue Felder.

Für die Dividendengestaltung erwies sich der gemischte Kohle-Eisenbetrieb am günstigsten. Das zeigt die folgende Tabelle über die Dividendenausüttungen von Obereisen, Oberbedarf und Donnersmarckhütte in den Jahren 1900 bis 1914:

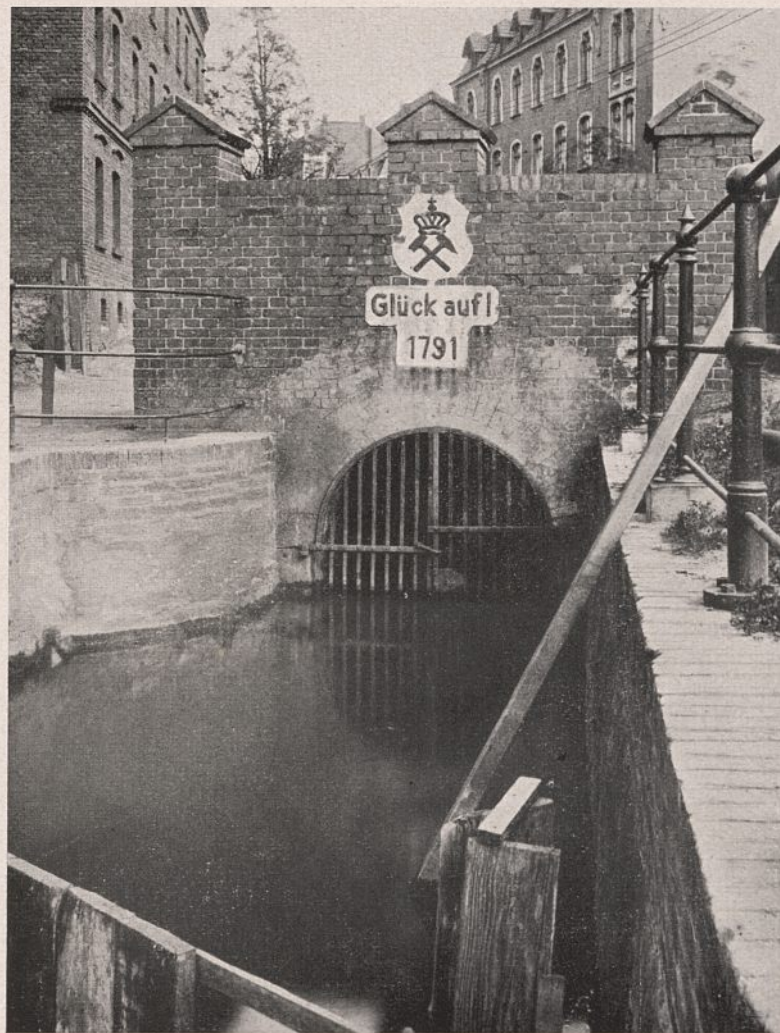
	Oberelfen in v. H.	Oberbedarf in v. H.	Donnersmarchhütte in v. H.
1900	10	9	16
1901	2	3	14
1902	—	2 $\frac{1}{2}$	14
1903	$\frac{1}{2}$	5	14
1904	4	7	14
1905	5 $\frac{1}{2}$	5	14
1906	6	4	14
1907	6	6	14
1908	1 $\frac{1}{2}$	1 $\frac{1}{2}$	17
1909	—	1 $\frac{1}{2}$	14
1910	—	2 $\frac{1}{2}$	16
1911	—	3 $\frac{1}{2}$	16
1912	3	6	20
1913	—	4	24
1914	3	2	12

In Ratibor hatte Wilhelm Hegenscheidt 1891 eine seit 1875 bestehende Maschinenfabrik und Eisengießerei übernommen. Er baute eine alte Baubeschlagfabrik aus und fügte eine Schrauben- und Achsenfabrik hinzu. 1907 wurde die „Hoffnungshütte“ in Ratiborhammer erworben. Neueren Datums sind in Ratibor die Siemens-Planta-Werke, die eigentlich in diesen Rahmen nicht gehören, und die Eisengießerei Danubius & Co. AG. Die 1896 von Wien aus gegründeten Böhlerwerke kamen 1923 außer Betrieb. Der Vollständigkeit halber sei auf die Eisenindustrie in Reisse, Oppeln und Groß Strehlitz hingewiesen.

Oberschlesien im Weltkriege

In das Wachsen und Werden hinein brach der Weltkrieg. Er traf auch Oberschlesien vollkommen unvorbereitet. Die nahe russische Grenze machte Oberschlesien zum Aufmarschgebiet deutscher Heere. Lange lag das deutsche Hauptquartier in Pleß. Von Beuthen aus, wo er im jetzigen Hindenburggymnasium Quartier genommen hatte, leitete Hindenburg eine Zeitlang den deutschen Aufmarsch gegen die drohende russische Walze. Zwar blieben unserem Lande die unmittelbaren Kriegswirren erspart, aber der Krieg übte auf die Industrie doch schwere Wirkungen aus. Sowohl der Bergbau als auch die Hüttenindustrie sahen sich plötzlich Gegebenheiten gegenüber, an die man vorher nicht gedacht hatte. Die Mobilmachung riß große Lücken in die Belegschaften, zumal im ober-schlesischen Steinkohlenrevier infolge der besonderen Abbauverhältnisse mehr jüngere Männer arbeiteten als in anderen Kohlengebieten. Die Arbeiterzahl ging im Steinkohlenbergbau gegenüber dem Jahre 1913 um 24,3 v. H. zurück, in der Eisenerzförderung um 36,4 v. H., im Zink- und Bleierzbergbau um 25,2 v. H. Die Eisenindustrie wurde bald vollkommen für Rüstungszwecke umgestellt. Die Zinkindustrie verlor ihren Auslandsabsatz.

Die Umstellung auf die Kriegsbedürfnisse vollzog sich aber bald auch in Oberschlesien, und die Werke kamen wieder voll in Gang. Die Kohle gewann sogar den ganzen Osten bis nach Kurland und in den Balkan hinein als Absatzgebiet. Den wachsenden Arbeiterschwierigkeiten suchte man durch Beschäftigung von



Stollenmundloch des Erbschlüsselstollens in Hindenburg



Portal des Schlosses in Pleß



Der Grenzlandturm in Ratibor



Im Hindenburger Guidowald



Malapane-Landschaft

Kriegsgefangenen zu begegnen. Aber trotz der guten Beschäftigung der Industrie war die wirtschaftliche Lage ungünstig, und je länger der Krieg sich hinzog, umso schwieriger wurden die Verhältnisse. Die Arbeitsleistung erfuhr einen Rückgang bis zu 50 v. H. gegenüber der Vorkriegszeit. Das Hilfsdienstgesetz, das der Industrie helfen sollte, verfehlte seinen Zweck in Oberschlesien vollkommen. Es kam zu immer schärferen Spannungen zwischen den Gewerkschaften, die rasch Oberhand hatten, und den Unternehmungen. Man sorgte vom Staate her nicht genügend für eine straffe Disziplin. Während der Soldat an der Front seine Pflicht tat, mußte gegenüber den steigenden Lohn- und Gehaltsforderungen der Daheimgebliebenen immer mehr nachgegeben werden. Alle Bande der Disziplin löckerten sich am Ende des Weltkrieges und mündeten in den Tagen der Novemberrevolte in einem unerhörten Terror gegenüber allem, was seine Pflicht tun wollte.

Das Land in schwerster Not

Schon im Herbst 1918 ging das Gerücht, Polen, das eben von Deutschland aufgerichtet worden war, fühle sich als „Siegerstaat“ und wolle seinen Anteil an der Beute. Die polnischen Agitatoren schlichen durch das Land und suchten die Köpfe der Bevölkerung zu verwirren. Durch die Handelskammer und die ober-schlesische Industrie wurde daher schon am 1. November 1918 in Kattowitz eine Abwehrpropaganda beschlossen, deren Leitung Landgerichtsrat a. D. Stoepphastius übertragen wurde. Es wurden die Freie Vereinigung zum Schutze Oberschlesiens und später die Vereinigten Verbände Heimattreuer Oberschlesier ins Leben gerufen, die schon in den ersten Monaten Hunderttausende von Mitgliedern zählten. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf dann die Bevölkerung die Nachricht, daß ganz Oberschlesien ohne Abstimmung an Polen fallen solle. Eine Welle der Empörung ging durch das Land, vor der sich sogar die Siegermächte beugen mußten. Sie ordneten jetzt eine Volksabstimmung an, die durch eine Interalliierte Regierungs- und Abstimmungskommission vorbereitet werden sollte. Das Hultschiner Ländchen jedoch wurde gegen den ausdrücklichen Wunsch und Willen seiner rein deutschen Bevölkerung ohne Abstimmung der neugebildeten Tschecho-Slowakei zugeschlagen, wo es bis zu seiner Befreiung im Herbst 1938 eine ununterbrochene Kette von Leiden und Vergewaltigungen durchmachen mußte.

Die Polen blieben nicht untätig. Korfantys Mörderbanden terrorisierten das flache Land. In die Städte trauten sie sich weniger herein. Der erste Polenputsch im Sommer 1919 wurde durch die junge Reichswehr niedergeschlagen. Am 11. Februar 1920 aber übernahm die aus Vertretern Frankreichs (General Le Rond), Englands (Oberst Percival) und Italiens (General Marinis) bestehende „Interalliierte Kommission für Regierung und Abstimmung“ die Regierungsgewalt. Eine neue „Ära der Freiheit und Gerechtigkeit“ wurde dem Lande versprochen, die IKA, wie sie vom Volke kurz genannt wurde, gab als ihre erste Pflicht vor, Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten, damit jeder ohne Störung seinen Geschäften nachgehen könne. In Wahrheit kam das Unglück über das ober-schlesische Land in tausendfältiger Gestalt. Vergebens stemmten sich die Vertreter Italiens gegen das Verbrechen, das am ober-schlesischen Volke begangen wurde. Gegen die Zusammenarbeit Le Ronds mit dem Polenhauptling Korfanty blieben sie machtlos. Nicht Ruhe und Ordnung zogen in Oberschlesien ein, sondern blutige

Verfolgung aller Menschen, die sich deutsch nannten und deutsch fühlten. Mord und Totschlag waren die Hauptwaffen der Polen, die sie mit Unterstützung der Franzosen mit wahrer Wollust gebrauchten. Es kam zu einer völligen Zerrüttung aller Ordnung, und in dieser Atmosphäre sollte eine „unbeeinflusste“ Volksabstimmung vorbereitet werden. Die Grenzen gegen das Reich wurden hermetisch abgeriegelt, gegen Polen wurden sie geöffnet. Der Verbrecherzug des zweiten polnischen Aufstandes raste im August 1920 über das unglückliche Land. Ungeheure Flüchtlingsmassen ergossen sich in die Städte. Endlich glaubten Le Rond und Korsanty den Zeitpunkt gekommen, an dem der Sieg für Polen ihnen unzweifelhaft erschien. Der Abstimmungstag wurde auf den 20. März 1921 festgesetzt.

Während sonst im zusammengebrochenen Deutschland die rote Flut immer höher anschwell, in Oberschlesien wuchs trotz allem Terror und aller Not eine gewaltige nationale Welle empor. So wurde ein eindrucksvoller Abstimmungssieg erfochten. Auf dem flachen Lande außerhalb der großen Industriestädte war eine unbeeinflusste Volksabstimmung unmöglich und jede deutsche Stimmabgabe mit dem Tode bedroht. Dennoch stand der deutsche Sieg am Abend des Abstimmungstages einwandfrei fest. Noch ehe eine Verfälschung vorgenommen werden konnte, funkte ein deutscher Sender ihn in alle Welt. Von 1 195 000 abgegebenen gültigen Stimmen lauteten 712 000 für Deutschland und nur 483 000 für Polen. Das eigentliche Industriegebiet hatte sich einwandfrei für Deutschland entschieden. Obwohl das Vaterland aus tausend Wunden blutete und litt, obwohl die polnischen Versprechungen unzählig waren, der obererschlesische Arbeiter wollte lieber mit Deutschland leiden als in Polen das Wohlleben führen, das man ihm versprochen hatte. Das Deutschtum durfte unter feindlichem Zwang keine Siegesfahnen hissen, aber gegen den ungeheuren Jubel, der sich durch das Land wälzte, waren auch die französischen Bajonette machtlos. Wer diese Tage nicht selbst miterlebt hat, kann sich gar keinen Begriff von dem Hochgefühl machen, das alle Deutschen befeelte.

Aber der Feind hatte beschlossen, Oberschlesien zu verderben. Wenn die Menschen nicht freiwillig zu Polen wollten, dann sollten sie es mit Gewalt. Von langer Hand bereitete Korsanty, wohlwollend unterstützt durch französische Hilfe und Waffenlieferungen, ein neues Gewaltunternehmen vor. Unter erlogenen Behauptungen entfesselte er am 3. Mai 1921 den dritten Aufstand, dessen Greuel alles übersteigen sollten, was Oberschlesien in der gesamten Abstimmungszeit erlebt hatte. Das wehrlose Deutschtum wurde vollkommen überrascht. Die südöstlichen Teile Oberschlesiens und das ganze Industriegebiet fielen über Nacht in polnische Hand. Die polnischen Aufständischen, unterstützt durch reguläres polnisches Militär, drangen bis unmittelbar vor Oppeln vor. Die Horden hausten mit brutalstem Terror gegen die deutsche Bevölkerung. Lediglich die großen Städte blieben unbesezt, von einer Handvoll wagemutiger deutscher Männer mit vollkommen unzulänglicher Ausrüstung gegen Polen und Franzosen verteidigt. Die IKA erklärte sich außerstande, den polnischen Aufstand zu liquidieren, ließ aber auch keine deutsche Selbsthilfe zu.

Aber die deutsche Jugend kümmerte sich nicht um Verbot und Strafe. Es galt die Heimat, es galt deutsches Land. Der deutsche Selbstschutz stand auf. Zu der obererschlesischen Jugend gesellte sich opferbereites deutsches Soldatentum aus allen Gegenden des Reiches. Verfolgt von den Spizeln des roten Systems kamen sie

nach Oberschlesien. Trotz mangelhafter Bewaffnung griffen die Freikorps den polnischen Feind an und brachten ihn durch den herrlichen Sieg der Erstürmung des Annaberges zur Auflösung und zum völligen Zurückfluten. In den Tagen tiefster deutscher Schande und Schmach leuchtete wieder wie ein Janal der deutsche Wille zur Wiederauferstehung. Ein erster Schritt auf dem Wege zu einem neuen Deutschland wurde getan. Der Marsch dahin war noch weit, er sollte noch durch 12 Jahre dauern, bis die Männer, die damals den Annaberg stürmten, in den Reihen Adolf Hitlers die Macht für den Führer mit erobert hatten und das Großdeutschland wurde, das jetzt in seinem entscheidenden Kampfe steht. Damals war der Sieg vom Annaberg nur erst das Wetterleuchten einer kommenden Morgenröte. Es war nicht die Schuld der Kämpfer vom Annaberg, daß bald wieder alles in grauer Nacht versank. Der weitere Vorstoß des Selbstschutzes in das Herz des Industriegebiets selbst wurde durch politische Einflüsse, die hier nicht zu untersuchen sind, unterbunden.

Was vorher nicht vernichtet worden war, der dritte polnische Aufstand hat es zerstört. Etwa 1500 Deutsche gaben, oft nach furchtbaren polnischen Brutalitäten, ihr Leben für die oberschlesische Heimat und für Deutschland. Zerstörung, Raub, Brand und Plünderung richteten schweren Schaden an. Die gesamte oberschlesische Industrie lag länger als zwei Monate still. Das Flüchtlingselend wuchs zur Katastrophe. Aber es sollte noch schlimmer kommen.

Was Oberschlesien an Polen verlor

Landfremde Elemente, die Oberschlesien nie gesehen hatten, die überhaupt keine Vorstellung von den unantastbaren Gegebenheiten haben konnten, wurden berufen, das Schicksal Oberschlesiens zu entscheiden. Das Resultat gab die Botschafterkonferenz durch die Note vom 20. Oktober 1921 der Reichsregierung bekannt. Selbst die damalige Deutsche Reichsregierung raffte sich zu einem scharfen Protest auf, aber man ging über ihn zur Tagesordnung hinweg. Oberschlesien wurde geteilt. Der wertvollste Teil kam an Polen, darunter die rein deutschen Städte Kattowitz und Königshütte, in denen die polnischen Stimmen unter den gewaltigen deutschen Zahlen einfach verschwunden waren.

Durch den Genfer Spruch, der im Juni 1922 vollzogen wurde, mußte Oberschlesien ein Gebiet von etwa 2500 Quadratkilometern mit etwa 1 Million Menschen an Polen abtreten. Das Industriegebiet, ein einheitlicher und empfindlicher Körper, wurde rücksichtslos zerschnitten. Der ältere, kleinere Teil blieb bei Deutschland, der Hauptteil wurde Polen übergeben. Der Gesamtvorrat abbauwürdiger Kohlen wurde im Verhältnis von 85:15 zu Gunsten Polens geteilt. Von den 67 Steinkohlengruben fielen 53, von den vier Brikettfabriken drei an Polen. Fünf Hochofenwerke mit 21 Hoehöfen kamen an Polen, Deutschland behielt nur drei Werke mit 16 Oefen. Von 25 Eisen- und Stahlgießereien blieben nur 12 in deutschem Besitz, von 14 Stahl- und Walzwerken nur fünf. Von 15 Zink- und Bleierzgruben bekam Polen 10. Außerdem gingen Deutschland die gesamte Zink- und Bleihüttenindustrie mit zehn Blenderösthütten, 12 Rohzinkhütten und die beiden Blei- und Silberhütten verloren. Von sieben Zinkblechwalzwerken waren auf deutscher Seite nur noch zwei kleine.

Die Teilung erfolgte vollkommen schematisch ohne jede Rücksicht auf Besitz, Betriebs- oder Abbauverhältnisse. Von den 22 Großunternehmungen der Montan-

Industrie wurden 11 in ihrem Bau aufbau zerschnitten. Jeder organische Zusammenhang wurde gestört. Unterbrochen wurde auch die oberschlesische Wasser- und Elektrizitätsversorgung. Schließlich ging der brutale Schnitt vollkommen sinnlos durch das gesamte Verkehrsnetz. Die neue Grenzlinie führte über 15 Reichsbahnstrecken, neun Schmalspurbahnen, sieben Straßenbahnlinien, 45 Kunststraßen und 162 sonstige Landstraßen. Widersinniger ist nie eine Teilung vollzogen worden. Während vor dem Weltkriege an den 317 Kilometern oberschlesischer Auslandsgrenze 21 Zollämter mit 100 Beamten bestanden, mußten jetzt auf einer 95 Kilometer langen oberschlesischen Grenze 61 Zollämter mit 470 Beamten errichtet werden. Man bezeichnete die Grenzziehung später als „internationale Sehenswürdigkeit.“ Wie ungerecht der Spruch war und wie er dem wahren Willen der Bevölkerung Hohn sprach, zeigt eine Uebersicht über die zu Polen gefallenen Städte und einige Industrieortschaften mit Abstimmungszahlen:

Ortschaft	Stimmen für Deutschland	Stimmen für Polen
Stadt Lublitz	2 583	352
Stadt Tarnowitz	7 558	1 352
Landgemeinde Laurahütte	6 161	3 081
Landgemeinde Siemianowitz	5 442	4 233
Landgemeinde Bismardhütte	8 347	4 654
Landgemeinde Zalenze	4 705	3 869
Stadt Myslowitz	5 826	4 563
Stadt Nikolai	3 051	2 434
Stadt Pleß	2 843	910
Stadt Sohrau	2 353	1 036
Stadt Rybnik	4 714	1 945
Stadt Loslau	1 665	662
Stadt Rattowitz	22 774	3 800
Stadt Königshütte	31 848	10 764

Soviel begriffen aber selbst die Urheber des Genfer Spruches, daß ihr Entscheid die Wirtschaft des oberschlesischen Industriegebietes vernichten mußte, wenn nicht besondere Vorkehrungen getroffen wurden, die ärgsten zu erwartenden Schäden zu beheben. Beileibe nicht Deutschland zuliebe, sondern um den Polen die Ausnutzung des erschlichenen Anteils zu gewährleisten, wurden schon in der Genfer Note Vorkehrungen getroffen, um die wirtschaftliche Einheit des politisch auseinander gerissenen Gebietes wenigstens für den Uebergang zu erhalten. Durch das darauf basierende deutsch-polnische Abkommen vom 15. Mai 1922 wurde der Versuch gemacht, den klaffenden Riß wenigstens für die nächsten 15 Jahre zu überbrücken. Wie wenig die Abmachungen geeignet waren, die Wirtschaft zu schützen, weiß heute die ganze Welt.

Als die Polen Oberschlesien besetzten, da sahen die Deutschen mit grimmem Zorn, die Fäuste in den Taschen geballt, zu und schwuren, niemals mit der uns aufgezwungenen Grenze sich abzufinden. In den ersten Septembertagen 1939 haben die Soldaten des jungen Großdeutschen Reiches den Schwur eingelöst. Unter ihnen befanden sich viele, die in den Jahren seit 1922 die Heimat hatten verlassen müssen, unterdrückt und verfolgt von der polnischen Herrschaft, die das aus deutschem Fleiß gewordene Land mit Gewalt polnisch machen wollte, weil sie die Seelen der Menschen nicht erkaufen konnte.

Die Inflation macht das Unglück voll

In den Kriegsjahren und in den stürmischen Monaten und Jahren der Abstimmungs- und Aufstandszeit hatte die bei Deutschland verbliebene Industrie nicht die mindesten Anstrengungen machen können, sich zu reorganisieren oder auszubauen. Man konnte keine Mittel investieren, solange die Zukunft des Landes ungewiß war. So fiel die oberschlesische Industrie zwangsläufig zurück und war dem Vorsprung der übrigen deutschen Industriegebiete nicht mehr gewachsen. Es mußte ja alles von Grund auf neu gebaut werden. Aber die einsetzenden Bemühungen wurden schon im Keime wieder erstickt durch die unaufhaltsam hereinbrechende Inflation. Zwar hatte Oberschlesien nicht teilgenommen an der Scheinblüte, deren sich die Wirtschaft im allgemeinen erfreute und die sie zu technischen Ausbauten benutzte. Aber der Zusammenbruch der Währung traf Oberschlesien umso härter, als es ja noch ein blutender Körper war, dessen tiefe Wunden noch nicht einmal notdürftig hatten geflickt werden können. Die Beschäftigung der Industrie, die gerade anzulaufen begonnen hatte, ließ wieder nach. Die Betriebseinschränkungen nahmen einen Umfang an, den man vorher in Oberschlesien nicht gekannt hatte.

Als die Inflation endlich überwunden war, atmete auch Oberschlesien auf. Aber die Reparationsleistungen, zu denen auch die oberschlesische Wirtschaft herangezogen wurde, unterbanden wieder jede Möglichkeit einer raumgreifenden Neuordnung. Dazu machte sich die feindliche Haltung gegenüber dem Deutschtum in Ostoberschlesien immer stärker bemerkbar. Allein in den ersten Jahren nach der Abtretung wechselten über 100 000 Deutsche über die neue Grenze, schufen dadurch ein unnennbares Flüchtlingselend, vermehrten das Heer der Arbeitslosen und die Wohnungsnot. Der Staat versagte. Er leistete keine finanzielle Hilfe, obwohl er wiederholt versprochen hatte, Oberschlesien nicht zu vergessen. Aber Oberschlesien lag weitab von Berlin, am Ende des Reiches, und niemand kümmerte sich um das Land. Man schickte zwar Delegationen über Delegationen herunter, die die Schäden besichtigten und einige wohlwollende, aber unverbindliche Worte sprachen. Das war aber auch alles, was man tat. Schließlich hatten die regierenden Herren in Berlin andere „Sorgen“, als sich um einen verstümmelten Torso zu bemühen. Oberschlesien wurde fallen gelassen. Seine Hilferufe fanden kein Gehör.

Oberschlesien greift zur Selbsthilfe

Allmählich sah Oberschlesien ein, daß von dem Berlin der Republik nichts zu erwarten war und daß die Treue schlecht vergolten wurde. Mit derselben Zähigkeit, mit der in den 150 Jahren vorher der Wohlstand des Gebietes erkämpft und errungen worden war, ging man von neuem an die Arbeit, aus den Trümmern wieder ein bewohnbares Haus auf soliden Grundlagen zu bauen.

Die größte Schwierigkeit, die sich von vornherein in den Weg stellte, war die Regelung der Absatzfragen. Was nützte die Erzeugung, wenn niemand die Produkte kaufen wollte! Oberschlesien war jetzt auf drei Seiten von den Grenzen feindlich gesinnter Staaten umschlossen. Wenn man um Gleiwitz als Mittelpunkt einen Kreis mit einem Radius von 300 Kilometern schlug, dann entfielen von der so umzeichneten Fläche 90,6 v. H. auf das Ausland, das aber nur einen ver-

schwindend geringen Teil der Ausfuhr Oberschlesiens aufnahm. Der Absatz mußte daher in Innerdeutschland und über die deutschen Seehäfen gesucht werden.

Die verkehrswirtschaftlichen Verhältnisse waren aber für Oberschlesien so ungünstig wie für kein anderes Gebiet des Reiches. Zwar hatten diese Verkehrsfragen schon immer bestanden, aber niemals waren sie so drückend empfunden worden wie jetzt. Der Kampf ging daher um die Tarife der Reichsbahn. Die Bemühungen führten wenigstens zu Teilerfolgen, ohne aber den ober-schlesischen Belangen wirklich gerecht zu werden. Die Entwicklung wird deutlich durch eine Betrachtung der Steinkohlenversorgung Groß Berlins. Noch 1924 betrug der ober-schlesische Lieferanteil 66,7 v. H. Westfalen war mit 16,0 v. H. beteiligt, England mit 8,9 v. H., Niederschlesien mit 7,6 v. H. In den folgenden Jahren sank der ober-schlesische Anteil immer mehr zu Gunsten des westfälischen und des englischen. Er erreichte im ersten Halbjahr 1932 einen Tiefstand von 42,1 v. H. der Berliner Steinkohlenversorgung und wurde zum ersten Male vom westfälischen mit 43,8 v. H. überflügelt. Im Ostseegebiet war die ober-schlesische Kohle einem starken Wettbewerb durch die englische ausgesetzt, so daß der ober-schlesische Besitzstand z. B. in Ostpreußen nur durch schwere Opfer und in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft erhalten werden konnte.

Oberschlesien mußte daher auf Mittel sinnen, wie es lebensfähig bleibt, zumal es aus der immer weiter fortschreitenden Entwicklung des Mittellandkanals neue Nachteile befürchten mußte. Zu den dringenden Forderungen gehörte der Ausbau der Oderwasserstraße, um der drohenden westdeutschen Konkurrenz begegnen zu können. Der Staat erkannte wenigstens an, daß er die 1899, 1901 und 1905 gegebenen Versprechungen einhalten wolle, wonach die bisherige Frachtenparitätsgrenze keinesfalls eine Verschiebung zu Ungunsten Oberschlesiens durch den Mittellandkanal erfahren dürfe. Der Ausbau der Oder wurde schließlich in Angriff genommen.

Aber noch immer nicht war der Anschluß des Industriegebietes an die Wasserstraße gelöst. Der alte Klodnikkanal besaß nur noch Museumswert. Für den Anschluß an die Oder standen vor allem drei Pläne zur Debatte: 1. eine zweigleisige Massengüterbahn vom Industrieviertel nach einem neuen modernen Oderhafen bei Oderhain oder Krappitz; 2. der Bau eines neuen Kanals für 1000-Tonnen-Rähne von Gleiwitz bis Oderhain bei Cosel; 3. eine Kombination von Schlepfbahn und Kanal durch zweigleisigen Ausbau der bestehenden Sandbahnen von Schaffgotsch und Borzig bis Glözingen und von hier bis Oderhain ein neuer Kanal für 1000-Tonnen-Rähne. Die Pläne blieben aber Pläne, da man sich nicht einigen konnte und der Staat auch kein Geld zur Verfügung stellte.

Schwere Jahre der ober-schlesischen Wirtschaft

Von den 67 Steinkohlengruben waren bekanntlich nur 14 bei Deutschland geblieben. Von der Förderung des Teilungsjahres in Höhe von 34 410 000 Tonnen entfielen auf Westoberschlesien nur 8 835 000 Tonnen. Die Belegschaftsziffern waren 48 220 für Westoberschlesien, 144 605 für Ostoberschlesien. Die Königin-Luise-Grube und die Delbrückschächte gingen an die Preussische Bergwerks- und Hütten AG. über. Die Konj. Paulus-Hohenzollerngrube von Schaffgotsch zerfiel durch Realteilung in die Hohenzollerngrube auf deutscher und die Paulusgrube auf polnischer Seite. Die Gräfin-Johanna-Schachtanlage war deutsch geblieben.

Ballestrem behielt im deutschen Anteil lediglich die Castellengogrube, die 1926 mit der Abwehrgrube der Donnersmarchütte AG. zur Gewerkschaft Castellengo-Abwehr zusammengefaßt wurde. Die Concordiagrube ging 1926 in den Vereinigten Oberschlesischen Hüttenwerken auf, wurde 1932 von der Gewerkschaft Castellengo-Abwehr gepachtet und ging 1937 mit dem Erwerb der gesamten Aktien dieser Gesellschaft in das Eigentum der Gewerkschaft Castellengo-Abwehr über. Hedwigswunsch, Ludwigsglück und Gleiwiker Grube wurden 1932 zur Betriebsgemeinschaft Borfig- und Kokswerke G. m. b. H. zusammengefaßt. Für die Preußengrube, die allein von dem Besitzstand der Rattowitzer AG. deutsch geblieben war, wurde eine Preußengrube AG. gebildet, ebenso für die Dehringengrube der Hohenloherwerke AG. eine Dehringen Bergbau AG. Die Heinikgrube blieb bei der Bergwerksgesellschaft Georg von Giesches Erben, die Karsten-Centrumgrube der Schlesiischen AG. für Bergbau und Zinkhüttenbetrieb ging an die als Nachfolgerin des deutschen Besitzstandes von Lipine gegründete Schlesiische Bergwerks- und Hütten AG. in Beuthen. Hendel von Donnersmarch setzte dazu 1928 die Beuthengrube in Betrieb, indem ein Wetterschacht der polnisch gewordenen Konf. Radzionkaugrube ausgebaut wurde.

Die westoberschlesische Kohle litt unter der Bestimmung, daß monatlich 500 600 Tonnen polnische Kohle in das Land gelassen werden mußten. Mit dem 15. Juni 1925 lief die dreijährige Uebergangsfrist ab, und die Weigerung der deutschen Regierung, ein neues Einfuhrkontingent ohne Handelsvertrag zuzulassen, führte zum deutsch-polnischen Handelskrieg. Die Steigerung der ober-schlesischen Förderung, die nicht zuletzt unter dem Eindruck des Kältewinters 1928/29 und vorher des englischen Bergarbeiterstreiks erzielt wurde, brach Anfang 1930 in überraschender Weise und mit einer Schärfe ab, wie sie bis dahin nie beobachtet worden war. Oberschlesiens Bergbau war von der Wirtschaftskrise erfaßt und machte eine Depression durch, wie er sie vorher nicht gekannt hatte. Die Belegschaftsziffer fiel von 60 413 im Dezember 1929 auf 34 832 im Juni 1932.

Noch schlimmer als dem Steinkohlenbergbau erging es der Eisenindustrie. Hier waren die Verflechtungen der beiden ober-schlesischen Teile ja noch viel inniger. Die Unternehmungen waren durch den Genfer Spruch so verstümmelt worden, daß sie kaum noch lebensfähig waren. Während sich die Eisenindustrie Ostoberschlesiens rascher erholte, blieb die westoberschlesische ein krankes Kind. Von Oberbedarf war das Rohstoffwerk, die Friedenshütte, verloren gegangen, während die weiterverarbeitenden Werke, die auf den Bezug von Friedenshütte angewiesen waren, bei Deutschland blieben. Obereisen dagegen verlor zwei weiterverarbeitende Werke und behielt auf deutscher Seite das Rohstoffwerk und zwei weiterverarbeitende Werke. Die Donnersmarchütte AG. blieb zwar ungeteilt, büßte aber ein wichtiges Absatzgebiet für ihre Maschinenbau- und Konstruktionswerkstätten ein. Die Borfigwerke blieben ungeteilt bei Deutschland, mußten aber 1932 unter der Ungunst der Verhältnisse stillgelegt werden. Nach langdauernden Verhandlungen zwischen Obereisen und Oberbedarf kam es 1926 zu einem Zusammenschluß der beiden Unternehmungen und der Donnersmarchütte zu der Vereinigte Oberschlesische Hüttenwerke AG. Gleiwitz, in die 1931 auch die Werke Gleiwitz und Malapane der Preußag aufgenommen wurden. Außer Oberhütten blieben nur noch bestehen die Eisengießerei der Redenhütte, die Adolf-Deichsel-Drahtwerke und Seilfabriken

AG. in Hindenburg und das Werk Laband der Vereinigte Deutsche Nickelwerke AG. in Schwerte in Westfalen.

Die ungünstige geographische Lage Oberschlesiens hat vor allem der Eisenindustrie schwer geschadet. Wichtige Absatzgebiete waren zudem durch den Weltkrieg verloren gegangen. Aber selbst im verbliebenen Osten Deutschlands war Oberschlesien nicht in der Lage, den Eisenbedarf zu decken, obwohl es beträchtlich höhere Mengen hätte liefern können. Es stieß hier (jenseits der Frachtenparitätsgrenze!) sogar auf den Wettbewerb der west- und mitteldeutschen Werke, der Eisenwerke an der Küste und des Auslandes. Noch 1932 gelangte indisches Roheisen und belgisches Stab- und Formeisen nach Breslau. Die schwere Wirtschaftskrise machte selbstverständlich auch der ober-schlesischen Eisenindustrie großen Kummer. Wie sehr die Beschäftigtenzahl sank, geht aus der Lohnsummenstatistik hervor. Danach wurden im Jahre 1925 gezahlt 24 805 588 Mark, 1928 und 1929 wurde die 30-Millionen-Grenze weit überschritten. Schon 1930 fiel die Lohnhöhe steil ab, und 1931 betrug sie nur noch 17 190 833 Mark.

Durch die Teilung Oberschlesiens gingen Deutschland sämtliche Zinkhütten verloren. Dagegen blieb ein geringer Teil der Erzgruben bei Deutschland. Auch auf diesem Gebiete mußten sich verschiedene Gesellschaften, deren Besitz sich über beide ober-schlesische Teile erstreckte, umstellen. Für die Bergwerksgesellschaft Georg von Giesches Erben wurde in Ostoberschlesien eine neue Gesellschaft gegründet. Im deutschen Teil wurde das größte und modernste Blei- und Zinkerzbergwerk Europas errichtet, die Neue Bleischarley-Grube, die 1926 die Förderung aufnahm. Die Erzgruben der Schlesi-schen Bergwerks- und Hütten-AG. mußten bis auf die Fiedlersglückgrube stillgelegt werden. Aus Donnersmardschem Besitz wurde die Neuhofgrube mit Zinkerzbergwerken und Aufbereitungsanlagen erworben. Während der Grubenbetrieb weiter ruhte, wurde die Aufbereitungsanlage noch erweitert und dann die Wäsche der Neue Viktoriagrube eingestellt, während die Förderung von Fiedlersglück mit einer Seilbahn nach der Aufbereitung von Neuhof gebracht und dort verarbeitet wurde. Die Zinkblechwalzwerke der Gesellschaft in Jedlike, Piela und Ohlau verarbeiteten die aus westoberschlesischen Erzen in den Zinkhütten Ostoberschlesiens erzeugten Zinkblöcke.

Die schwere Krise, die ganz Deutschland seit dem großen Konjunkturm-schwung schüttelte, erfaßte Oberschlesien besonders stark. Waren schon unter dem Einfluß der Teilung ganze Industrien, wie die Zigarren- und Schokoladenindustrie in Ratibor zusammengebrochen, jetzt verschärfte sich die Lage von Tag zu Tag. Die Arbeitslosenzahlen stiegen ununterbrochen. Die Werkstilllegungen häuften sich. Am Tage der Machtübernahme durch Adolf Hitler zählte Westoberschlesien 141 395 Arbeitslose. Von 1928 bis 1932 war die Arbeitslosenzahl um das Vier- bis Fünffache gestiegen. Während im Reichsdurchschnitt 18,1 v. H. der Erwerbspersonen arbeitslos waren, waren es in Oberschlesien 19,4 v. H., in Beuthen 27 v. H., in Gleiwitz 27,5 v. H., in Hindenburg sogar 33,2 v. H. dabei ist zu berücksichtigen, daß der Anteil der Erwerbstätigen in Oberschlesien im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung infolge des Kinderreichtums erheblich geringer ist als im Reichsdurchschnitt, so daß die ober-schlesischen Zahlen umso schwerer wiegen.



Adolf-Hitler-Kampfbahn in Hindenburg



Der Peter-Paul-Platz in Hindenburg



Gefallenen-Ehrenmal aus Steinfohle in der Beuthener Schrottholz Kirche

Die Entwicklung in Ostoberschlesien

Für den ostoberschlesischen Anteil der Industrie war die Lage nicht so gefährlich, weil die Teilung sich auf die dortigen Werke nicht so katastrophal auswirkte. Die Industrie blieb auch noch lange unter deutscher Führung, bis die Polen genügend gelernt zu haben glaubten und mit der „Reorganisierung“ begannen, jenem berühmten Schlagwort, das den Kampf gegen das Deutschtum bis aufs Messer bedeutete. Auch in Ostoberschlesien ging man sofort zur Konzentration über. Die abgetrennten Teile der einzelnen Unternehmungen wurden besondere Aktiengesellschaften polnischen Rechts. So entstanden die Baildonhütte AG., die Silesia AG. und die Friedenshütte AG. Bald fusionierten sich Baildonhütte mit Friedenshütte und Silesia mit Bismarckhütte. Die Bismarckhütte AG. wurde schließlich mit der Rattowitzer AG. für Bergbau und Hüttenbetrieb fusioniert, wobei die Marthahütte und die Hubertushütte stillgelegt wurden. Die Vereinigte Königs- und Laurahütte AG. wandelte ihren zu Polen gekommenen Besitz gleichfalls in eine Aktiengesellschaft polnischen Rechts um und trat mit der Rattowitzer AG. in eine Interessengemeinschaft, so daß praktisch nur noch zwei große Eisen erzeugende und verarbeitende Unternehmungen bestanden, nämlich die Friedenshütte AG. mit der Friedenshütte und der Baildonhütte und die Interessengemeinschaft mit Bismarckhütte, Falvahütte, Eintrachthütte, Königshütte, Laurahütte und Eisenwerk Silesia, wozu noch der umfangreiche Kohlenbesitz der IG. trat. Beide Großunternehmungen gerieten allmählich in erhebliche Schwierigkeiten, so daß eine polnische Geschäftsaufsicht eingesetzt wurde, wobei zur Geschäftsaufsichtsperson der IG. der Generaldirektor der inzwischen „mit Hilfe des polnischen Staates“ sanierten Friedenshütte ernannt wurde. Bei der Friedenshüttesanierung wurden die deutschen Besitzer, wie das dann in Ostoberschlesien üblich wurde, aufs übelste geprellt. Am schlimmsten spielten die Polen dem großen Besitz des Fürsten von Pleß mit.

Jetzt hatten die Polen die Industrie da, wo sie sie haben wollten. Die deutsche Führung war beseitigt. Burden anfangs die deutschen Arbeiter und Beamten noch auf ihren Plätzen belassen, weil man sie einfach nicht entbehren konnte, so setzte bald eine hinterhältige Verfolgung des Deutschtums ein, für die vor allem der aus Galizien stammende Wojewode Gracynski verantwortlich war, der sich das Ziel gesetzt hatte, das Deutschtum restlos auszurotten. Sobald die Polen einigermaßen Ersatz für die deutschen Fachkräfte gefunden oder herangebildet hatten, flogen die Deutschen einfach auf die Straße. Die Begründung war immer „Reorganisation“. Die Deutschen blieben recht- und schutzlos und wurden dem Hungertode ausgeliefert, wenn sie nicht die Möglichkeit hatten, in Westoberschlesien einen Arbeitsplatz zu finden. Nach einem Jahresbericht des Deutschen Volksbundes, der nur einen Teil der Deutschen Ostoberschlesiens als Mitglieder hatte, waren am 1. März 1937 genau 45,11 v. H. seiner Mitglieder arbeitslos. Die Arbeitsstellen der übrigen Mitglieder, soweit sie nicht den freien Berufen angehörten, lagen fast ausnahmslos in Westoberschlesien. Der polnische Terror, der weder vor dem Arbeitsplatz noch vor der Schule noch vor Vereinen oder Organisationen Halt machte, hatte bereits Früchte getragen.

Die Machtübernahme durch Adolf Hitler

Westoberschlesien war auf seinem größten Tiefstand angelangt. Die Bevölkerung war nahe am Verzweifeln. Da kam Adolf Hitler an die Macht, und von nun an

sollte auch für Oberschlesien eine neue Zeit andbrechen. Zwar konnte in einem Lande so einseitiger Struktur, wie sie eben Oberschlesien aufweist, der Aufstieg nicht so rasch einsetzen wie es anderswo der Fall war. Auch bestanden hemmende Momente, die in der Grenzlage des Gebietes zu suchen waren. Aber auch Oberschlesien kam langsam in den Genuß des Aufstieges. Die Schornsteine begannen wieder zu rauchen, die Räder der Fördertürme sich wieder zu drehen. Die Arbeitslosen verschwanden von den Straßen und legten Hand ans neue Werk.

Dann war unversehens der Tag da, an dem es in Oberschlesien nicht nur keine Arbeitslosen mehr gab, sondern wo es an Arbeitskräften mangelte. Der Aufschwung wurde überall sichtbar. Die Werke gingen daran, sich ein neues Gesicht zu geben. Gewaltige Mittel wurden investiert, um Gruben und Hütten auszubauen und ihnen den Stand der modernen Technik zu verleihen. Was seit dem Beginn des Weltkrieges nicht mehr getan werden konnte, jetzt wurde es geschafft. Die Unternehmertätigkeit konnte sich verstärkt entfalten und erreichte unter dem Schutz eines starken Reiches Höchstleistungen. Neue Werke entstanden, nicht nur im Kerngebiet der Industrie, sondern weit darüber hinaus im ganzen ober-schlesischen Lande. Der Kohlenbergbau blühte von neuem auf und suchte nach Möglichkeiten besserer Kohleverwertung. Gangbare Wege wurden gefunden und beschriftet. Die Eisenindustrie, die infolge der straffen Konzentration die Krise überwinden konnte, nahm einen gewaltigen Aufschwung. Im Jahre 1937 gingen die Vereinigten Oberschlesischen Hüttenwerke an Balleström über. Die Reichsautobahn stieß nach Oberschlesien vor. Der Adolf-Hitler-Kanal, dessen Bau der Führer anordnete, wuchs zusehends. Bis heute ist noch nicht zu überblicken, wohin die Entwicklung der ober-schlesischen Industrie noch führen wird, nach der Rückkehr Ostoberschlesiens vor allem noch nicht. Es ist darum jetzt noch verfrüht, ein Bild von der augenblicklichen Lage des Industriegebietes zu zeichnen.

Ein bevölkerungspolitischer Rückblick

Das starke Anwachsen der Industrie stellte naturgemäß auch sehr erhebliche Anforderungen an die Arbeitskraft. Wir müssen uns daher mit diesem Problem einmal kurz befassen. Wir wissen, daß sich einstmals über Oberschlesien große Wälder erstreckten, die bis in die Gegend von Krafau reichten. Die Besiedlung war infolgedessen nur sehr gering und konnte auch durch die deutschen Einwanderungen des 12. bis 18. Jahrhunderts nur unwesentlich gesteigert werden, wenngleich das Land immer mehr wieder deutsche Züge angenommen hatte. Beuthen lag damals wie eine Oase im Wäldermeer. Bebaute Ortschaften fanden sich in den ersten Jahrhunderten des von uns betrachteten Zeitraumes nur da, wo die Oder strömte oder der Muschelkalk zu Tage ausging. Außerdem gab es nur einige kleinere, etwas fruchtbarere Inseln der Kohlenformation, auf denen Orte wie Myslowitz und Bogutschütz entstanden. Die noch vorhandenen Städte wie Gleiwitz, Ratibor, Pleß usw. waren nicht sehr volkreich. Die Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges taten ein übriges, die Bevölkerungszahlen zu vermindern. Selbst zur Zeit Friedrichs des Großen fanden sich innerhalb des Waldgebietes nur hier und da ein paar Kolonien.

Wie kam es nun zu der gewaltigen Menschenzusammenballung, die das ober-schlesische Industriegebiet zu einem der volkreichsten Landstriche Deutschlands machte? Dazu wollen wir uns einige ins Auge springende Zahlen merken. Der

alte Kreis Beuthen, aus dem die Landkreise Beuthen, Rattowik, Tarnowik und die Stadtkreise Beuthen, Hindenburg, Königshütte und Rattowik hervorgegangen sind, zählte

1781	1794	1806	1820	1855	1858	1904
12 319	17 192	21 038	32 437	106 389	134 316	604 000

Einwohner. 1940 leben in diesem Gebiete, ergänzt durch Gleiwik, schätzungsweise 1,4 Millionen Menschen. Aus kleinen Städten und nichtsagenden Dörfern wurden die Großstädte Königshütte (140 000 Einwohner), Rattowik (130 000), Hindenburg (130 000), Gleiwik (120 000) und Beuthen (102 000). Allein im jetzigen Landkreise Rattowik leben über 400 000 Menschen.

Die Frage, ob diese gewaltige Steigerung wie in anderen deutschen Industriegebieten vorzugsweise durch Zuwanderung zu erklären ist, muß verneint werden. Gewiß sind auch noch im 20. Jahrhundert viele Arbeitskräfte aus anderen Reichsteilen nach Oberschlesien gekommen, aber der Wanderungsverlust Oberschlesiens, vor allem in den schlimmen Jahren der Krise, übersteigt die Zuwanderungszahlen. Eine sehr große Zahl von Menschen ging nach anderen Industriegebieten, wo höhere Löhne und bessere Lebensbedingungen lockten. Die starke Bevölkerungsvermehrung Oberschlesiens ist vielmehr im wesentlichen eine Folge eigener natürlicher Vermehrung. Die oberschlesische Industrie hat sich ihre Arbeitskräfte sozusagen selbst geboren. Ihr Kräftebedarf wurde befriedigt durch die starke Lebenskraft des oberschlesischen Volkes, das in den Gruben und Hütten arbeitete und durch seinen Kinderreichtum dafür sorgte, daß die fortschreitende Entwicklung der Industrie nur selten in Verlegenheit um Arbeitskräfte gekommen ist. So betrug die natürliche Vermehrung der oberschlesischen Bevölkerung allein in den beiden Jahrzehnten von 1890 bis 1910 etwa 80 v. H. Sie war am stärksten in Rattowik Stadt mit 161,4 v. H., in Beuthen Land mit 128,7 v. H., in Gleiwik Stadt mit 127 v. H., in Hindenburg mit 116,8 v. H., in Rattowik Land (damaliger Kreis) mit 108 v. H., in Königshütte mit 99 v. H., in Beuthen Stadt mit 83,5 v. H. Seit Jahrzehnten hat das industrielle Beuthener Hinterland die höchste Geburtenziffer des Deutschen Reiches. Die Stadt Beuthen vermehrte sich in den letzten 50 Jahren um das Dreifache. Rattowik, vor 100 Jahren ein Dorf von etwa 800 Einwohnern, zählte heute 130 000!

In diesem Zusammenhang sei kurz ein Wort der Sozialpolitik der oberschlesischen Industrie gewidmet. Zu einer Zeit, als der Staat sich überhaupt nicht oder nur theoretisch um diese Fragen kümmerte, haben die oberschlesischen Industrieunternehmen ohne viel Aufsehens schon hervorragende sozialpolitische Arbeit geleistet. Ganz abgesehen von den allgemeinen Wohnhausbauten und der wirtschaftlichen Förderung der Menschen entstanden werkseigene Krankenhäuser, Witwenheime, Arbeiterunterstützungskassen, Hauswirtschaftskurse, Wöchnerinnenfürsorge, Kinderkrippen, Spielschulen, Handfertigkeit- und Fortbildungsschulen, Aussteuerbeihilfen, Umschulungskurse, Ledigenheime, Schrebergärten, Volksbüchereien, Badeanstalten, Spar- und Pensionskassen, Speisehäuser, Erholungsheime usw. Arbeiterwohnstiedlungen wie die in Gieschewald oder in Martinau wurden schon vor dem Weltkriege bestaunt. Nach der Machtübernahme durch Adolf Hitler wurden auf diesem Gebiet ganz hervorragende und vorbildliche Einrichtungen geschaffen. Schönheit der Arbeit, Kraft durch Freude, Schönheit des Arbeitsplatzes, Schönheit des Ortsbildes blieben nicht Schlagworte, sondern

wurden in die Tat umgesetzt. Was vordem vollkommen der privaten Entschlußfreudigkeit überlassen worden war, das erfuhr jetzt eine nach einheitlichen Gesichtspunkten ausgerichtete Förderung. Das bedeutete nicht etwa, daß Staat, Partei oder Gemeinden jetzt die Aufgaben der Privatwirtschaft auf diesem Gebiete übernahmen. Nein, dem Unternehmer wurde seine Freiheit in vollem Umfange belassen. Man verstand es aber, seinen Ehrgeiz zu wecken und gab ihm zahlreiche Anregungen, die er in Zusammenarbeit mit seiner Gefolgschaft durchzuführen bemüht war und ist. Es entwickelte sich ein Wettstreit in der Verbesserung der Arbeitsbedingungen unter und über Tage jeder Art, dessen Umfang einem erst so recht klar wird, wenn man kurz nach der Heimkehr Ostoberschlesiens Gelegenheit hatte, Vergleiche mit den Verhältnissen auf ostoberschlesischem Gebiete zu ziehen, wo die Polen aber auch alles hatten verwahrlosen lassen, weil sie die von Deutschen gebauten Werke lediglich als Ausbeutungsobjekte ansahen, um sich ihre Taschen zu füllen. In zahlreichen Fällen konnten guter Wille und tatsächliche Leistung im bisherigen westoberschlesischen Gebiet durch die Verleihung des Gaudiploms für hervorragende Leistung und andere Auszeichnungen anerkannt werden.

Besondere Aufmerksamkeit wandte man jetzt auch dem Wohnwesen zu. Wie wir schon gesehen haben, war die oberschlesische Wohnungsnot unter dem Einfluß der Verhältnisse in den Jahren bis zur Machtübernahme geradezu ins Katastrophale gewachsen. Nun aber wurden alle Kräfte angespannt, um dem Arbeiter einen gefunden und ausreichenden Wohnraum zu geben. Beispielhaft war dabei die Deutsche Arbeitsfront, die zahlreiche Mustersiedlungen erstellte. Städte und Gemeinden bauten in wenigen Jahren tausende einwandfreie Wohnungen, die dem Arbeiter zu einem erschwinglichen Mietzins gegeben wurden und in fast allen Fällen mit einem Stück Gartenland versehen wurden, wo der sehr naturliebende oberschlesische Schaffende nach seiner Tagesarbeit noch seinen Liebhabereien nachgehen und außerdem für eine Verbilligung der Haushaltsführung selbst sorgen kann. Die Industrie erkannte gleichfalls die Bedeutung solcher Maßnahmen und schaltete sich in weitgehendem Umfange ein. Gemeinsam mit Städten und Gemeinden gründeten sie Wohnungsbaugesellschaften, die schon jetzt hervorragende Leistungen vollbracht haben, aber längst noch nicht daran denken, ihre Aufgaben als erfüllt anzusehen.

Die Septembertage 1939 und der neue Aufbau

In den friedlichen deutschen Aufstieg hinein wollte sich der Feind mischen. Ihm paßte es nicht, daß Deutschland nicht mehr Helot unter den Völkern sein wollte. Dem Führer gelang es aber, die drohendsten Gefahren glücklich zu beseitigen. Die Heimkehr der Ostmark in das Reich blieb nicht ohne befruchtende Wirkungen auf Oberschlesien. Im Oktober 1938 kehrte auch das Hultschiner Ländchen zurück in den Verband der angestammten Heimat. Eine feindliche Grenze fiel mit der Angliederung des Sudetengaus an das Reich und der Errichtung des Protektorats. Umso eifriger waren aber die plutokratischen Kriegsheker in England und Frankreich. Es gelang ihnen, das großmannsüchtige Polen in ihr Garn zu locken. Alle Vorschläge des Führers, so außerordentlich gemäßigter sie waren, lehnte Polen im Vertrauen auf die englische Garantie ab. Die Verfolgung des Deutschtums wurde von Monat zu Monat, von Woche zu Woche, ja von Tag zu Tag unerträglicher. Die Volksdeutschen Ostoberschlesiens hatten ein Martyrium ohnegleichen zu ertragen, bis der Führer sich entschloß zurückzuschlagen.

Am 1. September 1939 in der Morgenfrühe marschierten die deutschen Truppen über die polnische Grenze auch in Oberschlesien. Die Grenzpfähle, die 17 Jahre lang deutsches Land durchbrochen hatten, wurden unter dem Jubel der Bevölkerung gefällt. In wenigen Tagen war das obereschlesische Industriegebiet wieder frei, dank der genialen deutschen Truppenführung von den Kriegsschrecken fast vollkommen unversehrt. Es war wie ein Wunder, als nach dem deutschen Einmarsch die Werke wieder die Arbeit aufnahmen. Der Traum aller Deutschen seit der Trennung, die Hoffnung aller Ostoberschlesier war erfüllt. Von den Türmen wehte das Hakenkreuz in das deutsche Land. Aus dem Wojewodenpalast, aus den Rathäusern und den Verwaltungsgebäuden der Industrie verschwanden die polnischen Ausbeuter. Das Land atmete wieder auf und ging an die Arbeit. Die Einheit Oberschlesiens war wiederhergestellt und wird nie mehr angetastet werden können.

Wichtig schlagen die Pulsstöße der Arbeit durch das Industriegebiet, das eine Waffenschmiede des deutschen Volkes geworden ist. Noch mitten im Kriege sind gigantische Vorarbeiten im Gange, ganz Oberschlesien zu einem Revier zu bauen, das ebenbürtig neben dem Ruhrrevier stehen soll. Des Führers Wille wurde immer Tat. Er wird auch in Oberschlesien Tat werden. Ein Symbol dafür ist uns der Adolf-Hitler-Kanal. Jahrelang hatte man sich um die Verbindung des Industriegebiets zur Oder gestritten. Adolf Hitler befahl den Bau eines Kanals, dem er seinen eigenen Namen gab. Am Beginn des dritten Kriegsmonats nahmen Adolf-Hitler-Kanal und Hafen Gleiwitz ihren Betrieb auf. Am gleichen Tage vollzog der Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß, in Blechhammer den ersten Spatenstich zum Donau-Oder-Kanal. Friedliche Werke, während die Kriegstürme toben.

Oberschlesien versteht die Sprache der Zeit. Land und Menschen sind entschlossen, am neuen, dem schönsten und herrlichsten Aufstieg, der jetzt begonnen hat, tatensfroh mitzuarbeiten. Alle Not ist vergessen. Oberschlesien ist wieder das Land der Arbeit und des stolzen Werdens.

Verzeichniss der Bilder

Im Text:

	Seite
Malapane (Zeitgenössische Lithographie von Knippel)	20
Kreuzburger Hütte (Knippel)	23
Goethes Eintragung in das Fremdenbuch der Tarnowitzer Knappschaft	28
Königshuld an der Malapane (Knippel)	31
Aufbearbeiten in Scharley (Knippel)	45
Die Mariagrube (Knippel)	53
Die Friedenschütte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts (Knippel)	60
Gleiwitz um 1850 (Knippel)	61
Die Hohenlohehütte (Knippel)	68
Rattowitz um 1830 (Knippel)	79

Berichtigung: Auf den Textseiten 68 und 79 sind die Bildunterchriften versehentlich vertauscht worden.

Auf Kunstdrucktafeln:

Eisenhütte bei Tarnowitz um 1860/70	17
Teil der königlichen Eisengießerei Gleiwitz um 1800 (nach Abt)	17
Die Friedrichsgrube bei Tarnowitz 1784	17
Gesamtansicht der Königshütte vor 100 Jahren (Knippel)	18
Die Mariahütte bei Drzesche (Knippel)	18
Bedding und Godulla; Buntglasfenster von Peter Kowalski im Verwaltungsgebäude des Berg- und Hüttenmännischen Vereins in Gleiwitz	35
Graf Friedrich Wilhelm von Reden	36
Carl Johann B. Karsten	36
Oberschlesische Bergleute bei einem Aufmarsch	36
Adolf-Hitler-Straße und Königshütte in Königshütte	41
Das Rathaus in Königshütte	41
Hauptportal des Regierungsgebäudes in Rattowitz	42
Fürstlich Pleß'sche Bergwerksdirektion in Rattowitz	42
Hochförderturm der Hohenzollerngrube in Beuthen	51
Die Neue Bleischarlengrube in Beuthen	52
Bergmannsdenkmal auf dem Grubenhofo der Karsten-Centrumgrube	57
Das Rathaus in Oppeln	58
Altes Rathaus in Rybnik	58
Wilhelmstraße mit Haus Oberschlesien in Gleiwitz	75
Verwaltungsgebäude der Gräflin Ballestrem'schen Verwaltung in Gleiwitz	75
Turm der Allerheiligenkirche in Gleiwitz	76
Lungenheilstätte der OS. Knappschaft in Loslau	76
Stollenmundloch des Erbschlüsselstollens in Hindenburg	83
Portal des Schlosses in Pleß	83
Der Grenzlandturm in Ratibor	84
Im Hindenburger Guidowald	84
Malapane-Landschaft	84
Adolf-Hitler-Kampfbahn in Hindenburg	93
Der Peter-Paul-Platz in Hindenburg	93
Gefallenen-Ehrenmal aus Steinkohle in der Beuthener Schrotholz Kirche	94





BIBLIOTEKA GŁÓWNA

348951L/1